

Band 1208 • 2,50 DM/1,33 €

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Leichenwelten



BASTEI
ROMAN



LEICHENWELTEN

„Bist du denn so erpicht darauf, den Tod zu sehen?“, fragte Lady Sarah Goldwyn. Sie blickte Jane Collins fast beschwörend an.

Die Detektivin lächelte.

„So darfst du das nicht sehen, Sarah. Das sind keine echten Toten. Es sind einfach Bilder vom Tod, die aufwühlen sollen.“

„Wen denn?“

„Die Menschen, zum Beispiel. Die Besucher, die kommen. Sie sollen erleben, was Menschen anrichten können. Dieser Fotograf will warnen. Er will den Menschen einen Spiegel vors Gesicht halten und ihnen durch seine Arbeiten klarmachen: Seht her, hier könnt ihr erkennen, was die Folge eures Tuns ist. Schaut euch die Toten an. Es gibt sie, und ihr tragt daran die Schuld.“

Sarah Goldwyn blieb skeptisch.

Sie griff nach, der Teetasse und nippte am Tee. Dann räusperte sie sich leise. Sie fühlte sich unbehaglich und konnte die Erklärungen der Detektivin nicht so recht nachvollziehen. „Ich glaube einfach nicht, dass dieser Mann mit seinen Arbeiten die Menschen wirklich aufrütteln kann. Sie werden immer so weitermachen. Sie werden Kriege führen und sich gegenseitig umbringen. Sie sind einfach gnadenlos. Sie sind schlimmer als die Tiere, das musst du mir glauben.“

„Das weiß ich doch.“

„Schön. Und warum gehst du trotzdem hin?“

„Weil mich die Ausstellung interessiert.“

„Leichenwelten“, murmelte Sarah.

„Ja, so ist die Ausstellung übertitelt.“

„Selbst ich interessiere mich nicht dafür“, erklärte die Horror-Oma.

„Du kannst noch immer mit mir gehen.“

Sarah winkte nach einer Gedankenpause ab. „Nein, dazu habe ich keine Lust. Du weißt selbst, dass ich für viele ungewöhnliche Dinge zu haben bin, aber das möchte ich mir nicht antun. Kann sein, dass ich in meinem Alter auch Angst davor habe, dem Tod so direkt ins Auge zu sehen. Schließlich bin ich älter als du. Er wird mich bestimmt früher erwischen. Das hat auch nichts mit meinem Hobby zu tun. Es ist wirklich besser, wenn du allein gehst.“

„Das werde ich dann auch.“

„Was ist mit John Sinclair?“

„Wieso? Was soll mit ihm sein?“

„Tu doch nicht so ahnungslos, Jane. Hast du ihn nicht gefragt, ob er dich begleiten will?“

„Nein, das habe ich nicht. Ich glaube auch nicht, dass sich John dafür interessieren wird. Er hat selbst genug mit dem Tod zu tun. Da wird er das nicht brauchen.“

„Aber du - wie?“

„Ja.“

Sarah goss Tee aus der Kanne nach. „Okay, tu, was du nicht lassen kannst. Ich kenne dich ja, Jane. Wenn du dir mal was in den Kopf gesetzt hast, ziehst du es auch durch.“

„Allerdings.“ Jane blickte auf ihre Uhr. „Ich denke, dass ich mich auf den Weg mache. Mittags ist eine gute Zeit, da ist es noch nicht so voll, denke ich.“

„Glaubst du denn, dass sich überhaupt jemand dafür interessiert?“

Jane Collins lachte auf. „Das ist keine Frage. Ich habe darüber gelesen, wie gut besucht die Ausstellung ist. Diese Zeit ist günstig. Später müsste ich mich anstellen.“

„Dann wünsche ich dir viel Spaß.“

„Danke.“ Jane lächelte. „Wie wäre es denn, wenn ich dich heute

Abend zum Essen einlade?“

Sarah schmunzelte. „Gewissermaßen als eine Wiedergutmachung?“

„Irgendwie schon.“

„Ja, ist okay. Ich muss auch mal wieder rauskommen. Das Wetter ist eigentlich furchtbar. So lange nur Trübsinn. Keine Sonne. Hört der Winter denn überhaupt nicht auf?“

„Wir haben April.“

„Weiß ich. Trotzdem könnte mal die Sonne scheinen. Jedenfalls wünsche ich dir nicht viel Spaß. Den kann man meiner Meinung nach nämlich nicht haben.“

„Es ist auch mehr Interesse. Spaß werde ich bestimmt nicht dabei haben. Aber man muss mitreden können.“

Sarah winkte ab. „Ich verzichte freiwillig darauf.“

Jane Collins erhob sich. Danach beugte sie sich lächelnd über Sarah und hauchte ihr zwei Küsse auf die Wangen. „Keine Sorge, das wird schon alles in Ordnung gehen.“

„Hoffentlich.“

„Wieso? Was befürchtest du?“

„Alles Mögliche, Jane. Bei dir immer. Ich bin schließlich Kummer gewöhnt.“

„Stimmt. Nur hast du dir den manchmal auch selbst zuzuschreiben gehabt.“

Darauf blieb die Horror-Oma stumm. Sie kannte sich schließlich am allerbesten.

Es war draußen wirklich kühl. Und so zog Jane über ihre Jacke noch einen Mantel. Zumindest regnete es im Moment nicht. Auch das konnte sich sehr schnell ändern.

Als sie das Haus verließ, schlug ihr der frische Wind entgegen und ließ sie frösteln. Lady Sarahs Bedenken teilte sie nicht, doch ein gewisses Gefühl der Spannung steckte schon in ihr...

Jane Collins hatte auf den Wagen verzichtet und war mit der U-Bahn gefahren. Einen Parkplatz in der Nähe der Halle zu ergattern, war so gut wie unmöglich. So ließ sie sich im Strom der Menschen an die Oberwelt treiben und ging die wenigen Meter bis zur Ausstellungshalle, die nicht direkt an der Straße, sondern davon versetzt lag. Auf einem großen Platz war die Halle in die Bauwerke der linken Seite integriert. Es gab dort mehrere Veranstaltungsräume. Zudem war in der Nähe noch eine Musikschule und ein kleines Museum untergebracht worden, in dem eine Ausstellung mit afrikanischer Kunst zu sehen war.

Jane schlenderte über den Platz. Sie sah die gläserne Eingangstür vor sich. In ihr spiegelten sich die Wolken am Himmel, sodass die Tür aussah, als wäre sie ein großes Gemälde, in das der Besucher

hineintreten konnte.

Jane trat ein und runzelte die Stirn. Der typische Museumsgeruch überfiel sie. Eine trockene Luft, eigentlich viel zu warm und zu trocken. Sie konnte ihren Mantel an der Garderobe abgeben. Der Obulus dafür war im Eintrittsgeld enthalten.

Eine ältere Frau, über deren Oberlippen ein dunkler Damenbart schimmerte, saß an der Kasse und verkaufte die Karten.

Sie schaute Jane kurz an und fragte: „Haben Sie starke Nerven?“

„Ja. Warum?“

„Die brauchen Sie auch.“

„Danke für die Warnung. Aber“, sie beugte sich verschwörerisch vor, „wissen Sie, was ich von Beruf bin?“

„Nein. Woher denn?“

„Ich bin Leichenwäscherin. Meinen Sie noch immer, dass ich vor den Aufnahmen große Angst habe?“

„Nein. Jetzt nicht mehr. Nur wundere ich mich, dass Sie sich die Ausstellung dann noch antun.“

„Der Tod lässt mich eben nie los. Auch an meinem freien Tag nicht.“

„Dann wünsche ich Ihnen viel Spaß.“

„Danke sehr. Ach, eine Frage noch. Ist es sehr voll hier? Oder kann ich mich frei bewegen?“

„Um diese Zeit ist es nie voll. Sie haben Glück. Viel Vergnügen dann noch.“

„Danke.“

Jane drehte sich um und schritt auf eine zweiflügelige Glastür zu, an der eine junge Frau - wahrscheinlich eine Studentin - stand und die Karten abriss. Vor Jane hatten zwei Männer die Ausstellung betreten. Sie waren ganz in Schwarz gekleidet und wirkten wie zwei Todesengel.

Auch Janes Karte wurde abgerissen. Ein freundliches Lächeln begleitete sie hinein in den ersten Raum mit den hohen Wänden und der ebenfalls hohen Decke. Sie kam sich vor wie in einer riesigen Schachtel. Bilder hingen hier nicht. Abgesehen von einer Ausnahme. An der Wand gegenüber und bis zur Decke reichend sah sie eine übergroße Fotografie eines Mannes, der in dieser Pose nur als der perfekte Selbstdarsteller bezeichnet werden konnte.

Jane kannte ihn nicht persönlich. Trotzdem wusste sie, wer dieser Mann war, denn sein Bild hatte sie schon einige Male in den Zeitungen gesehen.

Er hieß Aristide Goya! Ob es sein wirklicher Name war, wusste sie nicht. Vielleicht schwärmte er auch nur für den Maler Goya, der mit seinen realistischen und auch schaurigen Bildern die Menschen vor einigen hundert Jahren regelrecht geschockt hatte. Auch heute erzielten seine Bilder noch immer starke Wirkungen auf die Betrachter.

Jane blieb in einer angemessenen Entfernung stehen, um sich das große Bild betrachten zu können.

Sie musste zugeben, dass es schon etwas ausstrahlte. Weniger das Foto als Ganzes. Hier ging es um den Künstler, der darauf abgebildet worden war.

Aristide Goya war ein schlanker Mensch. Er hatte sich für weiße Kleidung entschieden. Weiße Jacke, weißes Hemd, weiße Hose. Der Stoff wirkte an ihm ein wenig verknittert, als hätte er in diesem Anzug schon einige Nächte geschlafen. Bei genauerem Hinsehen stellte Jane fest, dass sich unter der offenen Jacke die Umrisse einer Weste abmalten.

Einen Kontrast hatte er doch gesetzt. Es war der Hut. Der strahlte nicht so weiß wie der Anzug, sondern war schwarz oder zumindest dunkelgrau. Er hatte ihn leicht schräg aufgesetzt und die breite Krempe so gebogen, dass es richtig „fesch“ aussah. Da die Krempe einen Schatten warf, war das Gesicht des Fotografen nicht in allen Einzelheiten zu erkennen. Ein Teil davon lag im Dunkel. Mehr die Partie um die Augen, aber die untere Gesichtshälfte war für Jane schon erkennbar, und sie hörte sich selbst zu, wie sie tief Luft holte.

Sie versuchte, das Alter des Mannes zu schätzen. Es war schlecht möglich. Er konnte fünfzig sein, aber auch zehn Jahre jünger oder älter. Sie sah, dass er einen sehr sinnlich geschnittenen Mund besaß, dazu kam das ausgeprägte und schon fleischige Kinn, und auch die kräftige Nase war zu sehen, wenn auch nur in der unteren Hälfte.

Der Künstler war schlank. Er hatte auf dem Foto eine recht lässige Haltung eingenommen und die Arme locker vor der Brust verschränkt. So wirkte er wie jemand, der sich nicht so leicht die Butter vom Brot nehmen lässt. Das rechte Bein hatte er leicht eingeknickt, nach vorn geschoben und gegen das starre linke gedrückt.

Jane ließ sich mit der Betrachtung des Bildes Zeit. Sie wollte sich den Menschen genau ansehen, der seine Profession darin sah, Leichen zu fotografieren.

Es ging von dieser Aufnahme schon eine gewisse Wirkung aus. Jane merkte, wie sich auf ihrem Nacken eine Gänsehaut bildete. Dieser Mensch gehörte ihrer Meinung nach zu den Typen, die es verstanden, auch die prüdeste Frau dazu zu überreden, sich auszuziehen, damit ihr Foto in irgendeinem Hochglanz-Magazin erschien.

Das Bild strahlte einfach etwas aus. Da konnte sich kaum jemand diesem Einfluss entziehen.

Aristide Goya war Baske. Das hatte Jane gelesen. Sie wusste auch, dass er sich für längere Zeit in London aufhielt, um seine Ausstellung zu begleiten. Außerdem musste die Neugier befriedigt werden. So gab er Interviews in den verschiedenen Medien. Er trat öfter im Fernsehen auf,

Talkshows waren ihm auch nicht fremd, und es gab wohl kaum eine Zeitung, die noch kein Interview von ihm gebracht hatte.

Das alles war Jane bekannt, und sie hoffte innerlich, dass sie ihn kennen lernen würde, denn sie hätte ihm gern einige Fragen gestellt. Zum Beispiel, warum er sich gerade für Tote interessierte.

Aus seiner Biografie war das nicht so direkt herauszufinden gewesen. Da musste man schon tiefer graben. Jedenfalls war er ein Mann, der immer von der Aura des Geheimnisvollen umweht war, und das strahlte selbst dieses übergroße Bild auf den Betrachter ab.

Drei weitere Interessenten waren gekommen. Sie aber warfen nur einen kurzen Blick auf das riesige Foto. Auf dem direkten Weg näherten sie sich der Tür, um den ersten der fünf Ausstellungsräume zu betreten, die allesamt miteinander verbunden waren.

Jane spürte auch weiterhin die Spannung. Auf dem Rücken blieb das Prickeln. Die Haut dort zog sich etwas zusammen, und schon beim Eintreten hatte sie das Gefühl, jetzt etwas Besonderes erleben zu müssen. Man musste nicht unbedingt sehr sensibel sein, um dies zu spüren.

Jane ging mit langsamem Schritten. Den Bildern galt noch kein Blick, sie wollte den Raum erst als Ganzes wahrnehmen.

Auch hier war die Decke sehr hoch. Es gab keine Fenster, es war wieder ein Kasten, der nur an einer Seite einen Durchgang besaß. Er war der Weg in den zweiten Ausstellungsraum.

Jane fiel auf, dass sie sich als einzige Interessentin in diesen vier hohen Wänden aufhielt. Die anderen waren bereits in einem anderen Raum verschwunden. Man musste sich zuerst an die Umgebung gewöhnen, die nicht hell, aber auch nicht dunkel war.

Es herrschte hier eine ungewöhnliche Mischung aus Helligkeit und Schatten vor. Die in Blickhöhe an den Wänden hängenden Bilder lagen im Licht, da sie aus verschiedenen Quellen angestrahlt wurden. So konnte jedes Foto ausreichend gut betrachtet werden. Schon beim ersten Überblick fiel der Detektivin auf, dass es sich grundsätzlich nur um Schwarzweißaufnahmen handelte.

Sie wollte ihre Runde von links nach rechts gehen und blieb nach wenigen Schritten vor dem ersten Bild stehen.

Es zeigte eine tote Frau, die aufgebahrt worden war. Um sie herum standen Kerzen. Ihr Licht fiel auf ein fast madonnenhaft schönes Gesicht, das von dunklen Haaren umflost wurde.

Um die Frau herum saßen Menschen und trauerten. Zumeist Frauen, die in schwarze Kleidung gehüllt waren und ihre Gesichter hinter den Händen verbargen. Durch ein lukenhaft kleines Fenster an der Seite drang ein Sonnenstrahl, der sich noch im Gesicht der Toten verfing.

Das Bild beeindruckte Jane auf Grund seiner Symbolik. Auf der einen

Seite der Tod, auf der anderen das Licht. Das Sterben war nicht alles, denn das Licht dokumentierte, dass es auch nach dem Ableben noch eine gewisse Hoffnung gab.

Der Künstler stammte zwar aus dem Baskenland, doch seine Motive hatte er in aller Welt gefunden. In den Ländern des Südens ebenso wie in Europa. Ihm kam es auf die toten Menschen an und wie die Lebenden in ihrer Trauer mit ihnen umgingen.

Jane setzte ihren Weg fort. Bild auf Bild ließ sie auf sich einwirken. Sie musste zugeben, dass jede einzelne Fotografie ein kleines Kunstwerk für sich war. Goya hatte es geschafft, die Verschiedenheit der Menschen zu erfassen, auch wenn das Motiv immer gleich blieb. Sie gestand sich ein, schon beeindruckt zu sein.

Es hingen keine schlimmen Bilder in diesem Raum. Aber sie hatte noch vier weitere vor sich. Nach ihr waren keine Besucher mehr gekommen, und so betrat sie den zweiten Raum, wo sie die anderen Menschen wiedersah, allerdings schon in der Nähe des Ausgangs, denn sie hatten diese Tour bereits geschafft.

Der Tod als Schrecken! Dieser Titel hätte gepasst, denn so friedlich war er nicht immer. Goya hatte diejenigen Menschen auf den Film gebannt, die plötzlich und unerwartet mit dem Tod konfrontiert worden waren.

Bei Unglücken, bei Verkehrsunfällen. Dabei war keine verwandtschaftliche Nähe zu sehen, es war einfach nur der Augenblick festgehalten worden, in dem ein Mensch in das Jenseits hineinglitt und von anderen Menschen beobachtet wurde.

Jane fand diese Aufnahmen erschreckend und so brutal echt.

Selbst vor Kindern hatte Goya nicht Halt gemacht. Die Detektivin merkte, wie sich Schweiß auf ihren Handflächen bildete und sie die Hände zu Fäusten schloss. Sie war viel gewohnt, hatte auch viel erlebt, aber diese Motive berührten sie schon.

Ihr fiel auf, dass es sehr still um sie herum war. Und wenn sie an den Bildern vorbeiging, dann versuchte sie, auch so wenige Geräusche wie möglich zu machen. Wie jemand, der die Ruhe der Toten nicht stören will.

Es gab keine lebenden Personen. Und doch hatte Jane manchmal den Eindruck, angeschaut zu werden. Bittend und flehend. Sie war es, die den Toten und auch den daneben stehenden, lebenden Menschen helfen sollte.

Sie ging durch die schmale Tür und holte ein Taschentuch hervor. Damit wischte sie über ihre Stirn, schaute zu Boden, atmete einige Male tief durch und nahm sich dann den nächsten Raum vor.

Sie hatte noch keinen Blick auf die Bilder geworfen und wollte sich überraschen lassen.

Auch zwischen diesen Wänden herrschte die gleiche Atmosphäre. Obwohl sie nirgendwo eine Heizung sah, war es warm.

Das konnte auch an ihr selbst liegen, denn sie war innerlich aufgewühlt und konnte sich sogar vorstellen, dass etwas passierte.

Was es genau war, davon hatte sie keine Ahnung. Es war einfach das Gefühl vorhanden, bald etwas Ungewöhnliches zu Gesicht zu bekommen, obwohl nichts darauf hinzwies.

Sie ließ ihre Blicke über die Fotos streifen. Diesmal sah sie den Tod in der Wissenschaft. Wer noch nie einen Blick auf den Arbeitsplatz eines Pathologen geworfen hatte, der wurde hier durch die Aufnahmen perfekt bedient.

Das war wirklich nichts für schwache Nerven. Jane musste daran denken, was ihr die Frau an der Kasse gesagt hatte. Sie hatte damit Recht gehabt.

Hier wurde mit dem Tod rein routine- oder jobmäßig umgegangen. Auf den Gesichtern der Ärzte sah sie hin und wieder sogar ein Lächeln. Wie bei Menschen, die sich über etwas besonders freuten.

Es war nicht ihre Welt, obwohl sie selbst schon genug in dieser Richtung erlebt hatte.

Es waren Fotos, die sie nicht alle anschauten. Sie ging jetzt schneller. Dieser Raum hier war zudem auch kleiner als die anderen, und an der Tür hörte sie plötzlich ein Räuspern. Sie blieb stehen, bevor sie den nächsten Raum betrat.

Von der anderen Seite her schob sich ein älterer Mann durch die Öffnung. Ein Schild an seiner Brust wies darauf hin, dass er zum Personal gehörte. In der rechten Hand trug er einen Schemel. Er nickte Jane zu, lächelte schmal und schob sich an ihr vorbei. Aus seiner Kleidung wehte der Geruch von Knoblauch noch nach.

Jane sah die freie Tür und schob sich in den vierten Raum hinein. Und hier war alles anders. Im ersten Moment ging sie nicht weiter, weil sie vom hellen Licht irritiert war. Es strahlte von den Lampen an der Decke auf die Bilder, die diesmal alle als farbige Fotografien an den Wänden hingen.

Es war nichts zu hören. Es war hier sehr still. Jane befand sich zudem allein in der Umgebung.

Die farbigen Fotos gaben einen blassen Glanz ab, als wollten sie die Besucher besonders locken. In diesem Raum war das Motto der Ausstellung völlig anders. An einer freien Stelle der Wand war es in großen Buchstaben zu lesen.

TOD ODER LEBEN? Eine seltsame Frage, wie Jane zugab. Sie wusste auch nicht, wie sie sie in einen Zusammenhang mit den Bildern bringen sollte, denn auf dem ersten großen Foto erlebte sie eine Baumbestattung. Da hatte man die von Tüchern umwickelten Leichen in

das Geäst eines Baumes gelegt, der im Gegenlicht eines Sonnenuntergangs wunderbar zu erkennen war. Ob die Toten als Fraß für Vögel galten oder sie irgendwann vermoderten, das konnte Jane nicht sagen.

In diesem Raum war der exotische Tod ausgestellt. Der Tod aus fremden Ländern. Bestattungsrituale, wie sie in Europa nicht vorkamen. Schamanen und Priester, welche die Leichen noch beschworen oder besangen, und Jane dachte automatisch an die Magie und die Kraft des Voodoo.

Ihr Hals wurde trocken. Plötzlich befand sie sich in einer Welt, die ihr durch den Beruf bedingt gar nicht mal so fremd war. Schon des Öfteren hatte sie mit der Magie des Voodoo zu tun gehabt. Sie kannte die lebenden Toten, die auch Zombies genannt wurden. Jane hatte gegen sie gekämpft, und die Erinnerungen drängten sich automatisch vor.

Die meisten Bilder waren innerhalb einer exotischen Welt aufgenommen worden. Im Hintergrund grüßte der Dschungel oder standen zumindest Hütten oder sehr primitive Häuser, in denen der Voodoo-Zauber wahre Urstände feierte.

Sie sah einen mit Asche beschmierten nackten Medizinmann, der neben einem Zombie stand. Die Gestalt war mit einem hellen Leinentuch umwickelt. Sie konnte sich allerdings noch auf den Beinen halten, ohne dass der Medizinmann sie festhalten musste. Auf dem Foto wirkte der lebende Tote wie ein Sklave, der er wahrscheinlich auch war, denn oft genug wurden diese Menschen als Arbeitssklaven auf die Zuckerrohr- oder Baumwollfelder geschickt.

Der Anblick der Bilder sorgte dafür, dass Jane ihre Lippen noch fester zusammenpresste. Sie atmete jetzt schneller, und beim Gehen spürte sie einen leichten Schwindel.

Mit sehr langsamem Schritten bewegte sich die Detektivin an der Reihe der Bilder entlang und blieb an einer Ecke des Raumes stehen, denn dort sah sie ein Foto, das sie erschreckte.

Die Farben Gelb und Rot herrschten vor. Leicht rötlich war der Hintergrund, als wäre er mit Blut bemalt worden. Auf zwei oben zugespitzten Holzpfählen steckten zwei blanke Totenschädel, die sich eben in dieser gelben Farbe abhoben.

Nur war das nicht alles.

Das Zentrum des Bildes bildete ein Gesicht, und zwar das Gesicht einer Frau.

Jane sah sie im Profil. Sie hielt ihren Mund weit aufgerissen, sodass Jane auch die Zähne sah, die oben und unten sehr unregelmäßig wuchsen. Die Haut sah alt aus; sie war glatt und trotzdem faltig.

Es war keine Schwarze, die der Künstler fotografiert hatte.

Die Frau besaß eine helle Hautfarbe, auch wenn sie gelblich aussah.

Hinzu kam das Haar. Es war von einem kräftigen Rot, sehr sperrig zudem, und es musste von einer kräftigen Bürste nach hinten gekämmt worden sein, wo es nicht mehr zusammengefallen war. Es stand praktisch in der Luft.

Die Frau hielt die Augen weit geöffnet. Ihr Gesichtsausdruck sah aus, als wollte sie Schrecken verbreiten. Es konnte auch sein, dass sie selbst den Schrecken empfunden hatte.

Jane war nach der Entdeckung des Bildes einen halben Schritt zurückgegangen. Sie wusste nicht, was sie denken sollte und was sie daran so erschreckt hatte. Andere Bilder, die hier hingen, waren nicht weniger schlimm, doch dieses eine hatte bei ihr etwas ausgelöst, über das sie noch nachdenken musste.

Dass die beiden in Schwarz gekleideten Männer flüsternd an ihr vorbeistrichen, bekam sie kaum mit. Ihre Stimmen hörten sich an, als würden Geister sprechen.

Erst als sie nicht mehr zu hören waren, trat die Detektivin wieder näher an die Fotografie heran. Sie wollte sich jedes Detail ansehen, um der Ursache ihrer innerlichen Veränderung auf den Grund zu kommen. Das Bild musste etwas zu bedeuten haben. Okay, es war rein zufällig geschossen worden, aber es stand irgendwie in einer Verbindung mit ihr, obwohl sie sich dagegen noch wehrte.

Nicht mehr lange hielt bei ihr dieser Zustand an, denn beim Näheretreten flossen plötzlich die Gedanken durch ihren Kopf, die sie fast verrückt machten.

Das hätte nicht zu sein brauchen, denn Jane bekam in diesen Sekunden Gewissheit.

Es fiel ihr schwer, ruhig zu bleiben und auch einen leisen Schrei zu unterdrücken. Aber es stimmte. Sie konnte der Wahrheit nicht entfliehen, denn sie kannte die Frau...

Ich kenne sie! Ja, ich kenne sie! Diese Gedanken schossen ihr durch den Kopf, und sie glaubte, neben sich zu stehen.

Nein, nicht! Doch, du kennst sie.

Jane Collins wehrte sich nicht mehr gegen diesen Gedanken.

Sie nahm ihn jetzt an und versuchte, ihre Gefühle in Einklang zu bringen. Sie wollte realistisch denken und sich von den Gedanken nicht einfach wegtreiben lassen.

Zum Realismus gehörte auch die Erinnerung. Wenn sie die hier fotografierte Frau tatsächlich kannte, dann musste sie ihr irgendwann einmal begegnet sein. Ob beruflich oder privat, das spielte im Moment keine Rolle.

Es musste ihr nur einfallen! Jane stand vor dem Bild wie ein Denkmal. Die Gedanken rasten dabei durch ihren Kopf, und sie durchforsteten die

Vergangenheit. Sie gab auch zu, dass es noch nicht zu lange zurücklag, und sie war der Frau auch nie persönlich begegnet.

Sie kannte sie nur von einem Bild her. Da hatte sie anders ausgesehen. Sie war frischer gewesen, sie hatte gelächelt, aber sie war verschwunden gewesen.

„Das ist es“, flüsterte Jane. „Genau das ist es.“ Sie warf den Kopf zurück und lachte. „Nichts anderes, verdammt. Das ist die Frau, die ich habe suchen sollen...“

Sie nagte an ihrer Unterlippe, als sie den Gedankengang fortführte, was gar nicht so leicht war. Wie war das damals noch gewesen? Sie hatte von einem Mann den Auftrag bekommen, seine Frau ausfindig zu machen. Überhaupt nichts Ungewöhnliches, denn das passierte immer wieder mal. Nur hatte es Jane nicht geschafft. Die Frau war wie vom Erdboden verschwunden gewesen. Nach einer Woche intensiver Arbeit hatte sie aufgeben müssen.

Noch jetzt erinnerte sie sich an den Blick des Mannes, als sie ihm die Nachricht überbracht hatte. Er war voller Schmerz gewesen, voller Hoffnungslosigkeit, und Jane hatte für diesen Auftrag auch kein Honorar verlangt.

Jetzt stand sie vor dem Foto und dachte verzweifelt über den Namen der Frau und den des Mannes nach. So sehr sich Jane auch anstrengte, er wollte ihr einfach nicht einfallen. Aus dem halb offenen Mund wehte ein schwerer Atemzug. Sie konnte nur den Kopf schütteln, denn sie kam wirklich nicht weiter.

Wer war diese Frau? Und welches Schicksal hatte sie hinter sich, das zu einer derartigen Veränderung des Gesichts geführt hatte? So sehr Jane die Fragen auch quälten, es gelang ihr nicht, eine Antwort darauf zu finden. Sie stand da und wusste weder ein noch aus. Dabei lag der Fall ihrer Meinung nach noch nicht lange zurück. Vielleicht ein halbes Jahr. Sie forschte in ihrer Erinnerung nach, ob sie sich Notizen darüber gemacht hatte und sie jetzt noch zu Hause aufbewahrte. Sie versuchte zudem, sich zu erinnern, ob sie mit Lady Sarah darüber gesprochen hatte. Wenn ja, dann würde ihr der Name möglicherweise einfallen.

Jedenfalls nahm Jane sich vor, die Horror-Oma anzurufen.

Allerdings nicht jetzt. Für den Anruf wollte sie nach draußen in die Halle gehen.

Das Foto zog ihren Blick an wie ein Magnet. Sie konnte einfach nicht die Augen davon lassen und glaubte jetzt fest daran, dass die Person etwas Schreckliches erlitten haben musste. Nicht grundlos sah ihr Gesicht so verzerrt aus.

Zahlreiche Namen huschten durch ihren Kopf. Nur war keiner dabei, bei dem es „Klick“ gemacht hätte. Jane merkte nur, dass sie sehr aufgereggt war. Ihr Herz schlug schneller als gewöhnlich.

Das Gefühl, in einer Falle zu sitzen, wurde stärker.

„Ich finde es heraus“, versprach sie sich selbst. „Ich werde den Fall wieder aufrollen...“

Nach diesem Versprechen ging es ihr besser. Sie holte auch wieder normal Luft. Es war besser, wenn sie sich den letzten Raum nicht mehr anschauten. Zurückgehen, mit Lady Sarah telefonieren und die weiteren Schritte besprechen.

In ihrer Planung spielte auch Aristide Goya eine wichtige Rolle. Wenn ihr jemand konkret Auskunft geben konnte, dann war er es. Er hatte die Fotos schließlich geschossen.

Ein feiner Luftzug streifte über Janes Nacken hinweg.

Eine Tür stand hier bestimmt nicht offen.

Etwas war hinter ihrem Rücken passiert. Überdeutlich spürte sie die nahe Anwesenheit eines Menschen.

Jane drehte sich um.

Vor ihr stand Aristide Goya!

Der Schreck erwischte Jane so hart, dass sie zusammenzuckte, denn mit dem Erscheinen des Künstlers selbst hätte sie nicht gerechnet. Goya sagte nichts. Er stand einfach nur da und schaute sie an, und er sah ebenso aus wie auf dem Foto.

Er trug einen weißen Anzug, das helle Hemd und die Weste, und seine Schuhe zeigten eine schwarze und eine weiße Farbe, letztere nur an den Kappen.

Die Arme hielt er diesmal nicht vor der Brust verschränkt, sondern auf dem Rücken versteckt. Er trug auch den Hut, dessen Krempe so gebogen war, dass in den oberen Teil seines Gesichts ein Schatten fiel. Es war trotzdem besser als auf dem Bild zu erkennen. Jane sah, dass sich seine Lippen zu einem genüsslichen Grinsen verzogen. Oder war es ein Lächeln? „Pardon, Madam, das habe ich nicht gewollt“, sagte er mit einer Stimme, in der ein fremder Akzent mitklang.

„Ähm - bitte, was haben Sie nicht gewollt?“

„Dass Sie sich erschrecken.“

„Oh, es war meine Schuld. Ich hätte damit rechnen können, aber ich war so in den Anblick eines Bildes vertieft, dass ich mir einfach wie weggetreten vorkam.“

Er lächelte und deutete eine Verbeugung an. „Darf ich das als ein Kompliment auffassen?“

„Wenn Sie mögen, ist das okay.“

„Wunderbar. Also gefallen Ihnen meine kleinen Kunstwerke, die hier ausgestellt sind?“

Jane wusste nicht, ob sie die Wahrheit sagen sollte. Künstler sind oft empfindlich.

„Trauen Sie sich nicht?“

„Nun ja, ich überlege noch.“

„Geben Sie einfach Ihrem Gefühl nach. Sie sind schließlich keine Kunstkritikerin. Oder doch?“

„Nein, nein.“

„Sehr schön. Also eine normale Besucherin, die sich einzig und allein für meine Bilder interessiert?“

„So ist es!“

Er drückte die Krempe vorn etwas höher, sodass Jane jetzt seine Augen sehen konnte. Sie waren dunkel, aber sie besaßen auch einen faszinierenden Glanz. Bei einem Vergleich wurde sie an ölige Mandeln erinnert. Jane wusste nicht genau, wie sie den Blick einstufen sollte. Er bereitete ihr auf der anderen Seite auch Unbehagen.

„Ich bin überrascht, Madam.“

„Warum?“

„Nun ja, ich erlebe selten, dass sich Frauen meine Ausstellung ansehen. Die meisten sind geschockt. Sie werden von den Bildern nicht eben angezogen.“

„Das mag stimmen. Ich bin auf Grund der Presseveröffentlichungen aufmerksam geworden.“

„Ah, so ist das. Das höre ich oft.“ Er lächelte wieder. „Ich gestehe, dass ich Sie bereits seit einer geraumten Weile beobachtet hatte, und sie schienen mir von einem Bild besonders beeindruckt zu sein. Oder irre ich mich da?“

Dass er so schnell zum Thema kommen würde, damit hatte Jane nicht gerechnet. Die Gedanken flogen durch ihren Kopf hin und her. Sie wusste nicht, wie sie sie einsortieren und was sie ihm alles sagen sollte.

Unter dem zwingenden Blick seiner Augen rang sich Jane endlich zu einer Antwort durch und blieb bei der Wahrheit.

„Das Bild hat mich in der Tat fasziniert.“

„Gratuliere.“

„Warum?“

„Auch ich halte es für eines meiner besten.“

„Es ist sehr ungewöhnlich und so echt.“

„Das sind meine Bilder alle. Aber hier habe ich die Echtheit besonders gut getroffen, wenn ich das so sagen darf, wobei ich mich keinesfalls selbst loben möchte.“

„Das habe ich so auch nicht gesehen. Wo Sie Recht haben, da haben Sie Recht. Sie als Künstler müssen es besonders wissen. Die Aufnahme scheint mir gar nicht mal so alt zu sein.“

„Wie kommen Sie darauf?“

„Gefühl.“

„Ach ja...?“

„Das ist eben so.“

Er schaute auf das Bild, dann wieder auf Jane und sagte sehr treffend: „Ich kann mir gut vorstellen, dass Sie mit mir über das Foto reden möchten.“

Vorsicht! Bei Jane schlug eine innere Alarmglocke an. Dieser Mann war gefährlich. Er war in der Lage, Menschen einzuschätzen und sie für sich zu gewinnen.

„Warum sagen Sie nichts?“

„Ich wundere mich nur. Ein Mann wie Sie kümmert sich normalerweise nicht um eine Besucherin, die hier vor einem Ihrer Bilder steht. Das passiert sicherlich oft...“

„Ja, da gebe ich Ihnen Recht. Das passiert oft. Aber Sie sind anders. Ich habe Sie beobachtet. Für Sie muss das Bild etwas Besonderes ausstrahlen, sonst hätten Sie sich nicht so intensiv darum gekümmert. Ich habe Ihr Verhalten als erschreckt und nachdenklich empfunden. Da ich als Künstler ein neugieriger Mensch bin, möchte ich der Sache gern auf den Grund gehen.“

„Es ist schon ein wenig fremd.“

„Nicht nur ein wenig, Miss...“

„Ich heiße Jane Collins.“

„Ein Name, der zu Ihnen passt. Okay, wir sollten etwas länger über das Bild sprechen. Dabei meine ich natürlich die Person. Aber nicht hier, sondern bei mir.“

„Bei Ihnen zu Hause? Oder in einem Hotel?“

„Nein, nein, keine Sorge. Ich habe hier einen kleinen Raum zur Verfügung gestellt bekommen, in dem ich mich aufhalte, nachdenke oder auch einen Kaffee trinke. Der letzte ist noch frisch. Wir könnten ein wenig plaudern.“

Jane Collins war auf der einen Seite eine sehr vorsichtige Person. Aber sie war auch jemand, der von Berufs wegen neugierig war und sich nicht so leicht die Butter vom Brot nehmen ließ. In dieser Ausstellungshalle fühlte sie sich relativ sicher. Außerdem wollte sie herausfinden, wer die Frau auf dem Foto war und warum sie diese Veränderung erlebt hatte.

„Es geschieht nicht oft, dass ich jemand dazu einlade, mit mir über meine Bilder zu sprechen. Sie sind eine der wenigen Ausnahmen und sollten mir den Gefallen tun.“

„Und was ist, wenn ich von der Presse bin?“

Da lachte Goya und schüttelte den Kopf. „Nein, Jane, Sie sind nicht von der Presse.“

„Was macht Sie denn so sicher?“

„Mein Blick. Gepaart mit meiner Menschenkenntnis. Ich bin mir da ganz sicher.“

„Dann haben Sie Recht.“

Aristide Goya deutete mit einer einladenden Handbewegung den Weg an. Es war der gleiche, den alle Besucher nahmen, um auch in den fünften Raum zu gelangen.

„Bitte, Jane, kommen Sie!“

„Gut.“

Sie lächelte kurz und ging mit...

Habe ich das alles richtig gemacht? Bin ich nicht einen Schritt zu weit gegangen? Wäre es nicht besser gewesen, wenn ich den Rückzug angetreten hätte? Diese Vorwürfe waren einfach da, während sie in einem Zimmer auf einem Stuhl saß, auf den Tisch schaute und auch auf ein Fenster, das aus Glasbausteinen bestand.

Jane wunderte sich über sich selbst und über ihr Verhalten.

Sonst machte sie sich nach einer Entscheidung selten Vorwürfe oder Gedanken. In diesem Fall schon. Da hatte sie den Eindruck, über sich selbst zu stolpern. Sie war Goya gefolgt, doch ihr Gefühl warnte sie davor, das Falsche getan zu haben, obwohl sich der Fotograf anständig benahm.

Er kümmerte sich um den versprochenen Kaffee. Die Kanne stand auf einem kleinen Beistelltisch. Der Künstler hatte den Rest des alten Kaffees weggekippt und kochte nun frischen. Es war wirklich kein Raum, in dem man sich wohlfühlen konnte.

Zumindest nicht für länger. Zudem musste man auf Tageslicht verzichten, denn das Fenster mit den Glasbausteinen ließ nicht besonders viel Helligkeit durch.

„Wie trinken Sie den Kaffee, Jane?“

„Schwarz.“

„Ach, wie ich.“

„Für mich brauchen Sie wirklich nicht viel zu kochen, Mr. Goya. Mehr als eine Tasse...“

„Bitte, sagen Sie doch Aristide. So werde ich von all meinen Freunden und Bekannten genannt.“

„Gern.“

Er bewegte sich vor der Kaffeemaschine mit der Leichtigkeit eines Tänzers. Jane nahm ihn so wie er war. Nur über eines wunderte sie sich. Auch in diesem recht kleinen Raum hatte er seinen Hut nicht abgenommen. Er hätte ihn auch an die Garderobe hängen können, die sich rechts neben der Tür befand.

Im Raum stand ein runder Tisch, um den sich die beiden Stühle platzierten. Mit zwei Tassen frisch aufgebrühtem Kaffee kehrte Goya an den Tisch zurück, an dem Jane wartete und nichts mehr sagte, denn noch immer machte sie sich ihre Gedanken über den Künstler und

versuchte zugleich, ihre eigene Lage richtig einzuschätzen.

Hin und wieder kam ihr der Gedanke, in einer Falle zu stecken.

Möglicherweise hatte sie eben zu lange vor dem bewussten Bild gestanden. Das hatte Goya misstrauisch gemacht.

Wenn das stimmte, dann musste das Bild etwas zu verbergen haben.

Mit der Frau stimmt was nicht! Mehr denn je war Jane Collins davon überzeugt. Sie ließ sich jedoch nichts anmerken und versuchte, so locker wie möglich zu wirken.

Aristide Goya brachte die gefüllten Tassen zum Tisch. Dann setzte er sich. „Es ist kein gewöhnlicher Kaffee, müssen Sie wissen, Jane.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Nun, ich habe die Bohnen aus der Karibik mitgebracht. Eine Spezialität, wie sie nur ein Freund von mir herstellen kann. Vielleicht ist er für Sie ein wenig bitter, aber man kann sich daran gewöhnen, wie Sie an mir sehen.“

„Sehr schwarz ist er zumindest“, sagte Jane, als sie auf die Oberfläche schaute.

„Das muss so sein.“

Beide hoben ihre Tassen an und tranken. Jane trank sehr vorsichtig und in kleinen Schlucken, als sie merkte, wie heiß der Kaffee war.

Auch bitter, da hatte Goya Recht. Man musste sich wirklich an den Geschmack gewöhnen.

„Nun, habe ich zu viel versprochen, Jane?“

„Das haben Sie nicht“, erwiderte die Detektivin, als sie ihre Tasse abstellte.

„Meine ich doch.“

Sie wollte das Thema möglichst locker angehen und auch noch nicht sofort zur Sache kommen. Deshalb drehte sie sich auf dem Stuhl und schaute sich um. „Gemütlich ist es hier nicht.“

„Wem sagen Sie das? Es gab keinen anderen freien Raum. Hat man mir jedenfalls gesagt.“ Goya zuckte mit den Schultern. „Da habe ich mich eben damit zufrieden gegeben. Ich bleibe ja auch nicht für immer hier und wohne ansonsten woanders.“

„Wo denn?“

„Im Dorchester.“

„Sehr gut. Eine feine Adresse.“

„Das habe ich mir auch ausgebeten. Wenn ich in das Hotel zurückkehre, denke ich nicht mehr an diesen Raum. Was mir auf keinen Fall schwerfällt.“ Er lachte, schlug die Beine übereinander und zupfte die Schöpfe seiner Weste zurecht.

„Ja“, sagte Jane und nickte ihm zu. „Sprechen wir über das Bild, das mich so fasziniert hat.“

„Wunderbar, Jane. Bisher haben Sie mir noch nicht genau erklärt, was

Sie daran so fasziniert hat.“

„Es ist einfach der Ausdruck im Gesicht. Ich will sogar behaupten, er ist erschreckend echt im Vergleich zu den anderen Aufnahmen, die ich gesehen habe.“

„Ist das alles?“, fragte Goya amüsiert und blickte auf seine langen und schlanken Finger.

„Nein, das ist nicht alles.“

„Was stört Sie denn noch?“

Jane glaubte, einen falschen oder lauernden Unterton gehört zu haben. Sie ging darauf nicht ein und hob die Schultern wie jemand, der unsicher ist. „Ich weiß nicht, ob man wirklich von stören reden kann. Ich bekam nur ein anderes Gefühl, als ich die Frau betrachtete. Sie haben nur Bilder von Toten ausgestellt, Aristide.“

„So konnte man es lesen.“

„Aber diese Frau machte auf mich den Eindruck, nicht tot zu sein.“

„Ach“, flüsterte der Fotograf. „Das müssen Sie mir genauer erklären.“

„Ganz einfach. Ich hatte den Eindruck, als hätten Sie das Bild eines noch lebendigen Menschen geschossen, der allerdings in der Sekunde der Aufnahme vor Schreck erstarrt war. Als hätte er etwas unwahrscheinlich Schlimmes gesehen, das sein Weltbild völlig durcheinander bringt. Jetzt wissen Sie, weshalb ich von dieser Aufnahme so fasziniert gewesen bin.“

Goya nickte. „Interessant, das ist wirklich ausgezeichnet.“

„Warum loben Sie mich so?“

„Will ich Ihnen sagen. Ich habe schon zahlreiche Besucher vor diesem Bild stehen gesehen. Ich habe auch mit einigen gesprochen, aber keinem ist das aufgefallen, was bei Ihnen der Fall ist. So etwas verdient schon ein Lob.“

Da war Jane skeptisch. Derartige Worte gefielen ihr nicht.

Diese Antwort war nicht ehrlich gemeint. Zudem glaubte sie, dass sein Blick lauernd geworden war. Wie bei einem Menschen, der auf etwas Bestimmtes wartet.

Dennoch blieb die Stimme ruhig, als der Künstler fragte: „Ist Ihnen denn noch etwas aufgefallen, worüber Sie gern mit mir reden möchten, Jane?“

Sie wiegte den Kopf. „Man könnte zum Beispiel die Umgebung ansprechen.“

„Ein fantastischer Sonnenuntergang, nicht wahr?“ Beinahe geriet er ins Schwärmen.

„Den meine ich weniger. Ich denke eher an die beiden Totenköpfe auf den Stangen...“

„Das gehört dazu.“

„Wozu, bitte?“

„Zur Karibik.“

„Ah...“, staunte Jane und nickte. „Dann haben Sie die Aufnahme in der Karibik geschossen.“

„Der Kenner erkennt das.“

„Pardon, ich war noch nicht so oft dort, als dass ich es mit einem Blick erkannt hätte.“

„Geschenkt“, sagte Goya lächelnd. „Aber in diesem vierten Raum hängen fast nur Fotos, die ich dort geschossen habe. Mich interessierten eben die Toten. Man geht mit ihnen ganz anders um als hier. Auch in Afrika bin ich fündig geworden. Bei einem Bild habe ich ein wunderbares Ritual aufgefangen. Da wird die Leiche nach einem Jahr im Beisein seiner Verwandten und Freunde wieder ausgegraben, um ihr zu zeigen, wer noch alles da ist und wie sich die Welt seit dem Ableben verändert hat. Auch das habe ich festhalten können. Wahnsinnig starke Szenen, kann ich Ihnen sagen.“

Janes Lippen kräuselten sich zu einem Lächeln. „Darf ich fragen, wie die Leiche dann aussah?“

Er winkte ab. „Nichts für schwache Nerven. Aber das wissen die Besucher der Ausstellung hier.“

Jane hob ihre Tasse an und trank wieder einen Schluck. Der Kaffee war etwas abgekühlt, was ihr sehr entgegenkam, auch wenn er jetzt noch bitterer schmeckte. „Trotzdem lässt mich einfach dieses eine Bild nicht los“, sagte sie nach dem zweiten Schluck und stellte die Tasse wieder zurück. Sie krauste dabei die Stirn und hob den Blick an, sodass sie den Künstler anschauen konnte.

„Warum denn nicht?“

„Es ist seltsam, Aristide. Es kann auch sein, dass Sie mich jetzt auslachen, aber ich kann mir vorstellen, dass die Person auf dem Foto nicht tot ist.“

Goya sagte nichts. Er lachte nicht, er sprang nicht von seinem Stuhl hoch, er trank auch keinen Kaffee. Er musste zunächst nachdenken und sagte nach einer Weile: „Meine Güte, Jane, wie können Sie das sagen? Sie kennen doch den Tenor meiner Ausstellung. Hier ist der Tod in allen Varianten zu sehen. Es sind keine lebenden Personen dabei, auch wenn sie hin und wieder so aussehen. Sie wissen selbst, dass man Menschen entsprechend schminken kann, dass sie so aussehen, als wären sie noch am Leben. Ich gebe zu, dass dies auf einigen meiner Fotografien der Fall ist, aber sonst nichts.“

„Schade.“

„Warum ist es schade?“

„Ich dachte wirklich, mich nicht geirrt zu haben. Gerade auch, was die Karibik angeht.“

„Bitte, Jane“, sagte er wieder so übertrieben. „Jetzt stellen Sie mich

vor ein Rätsel.“

Sie bewegte ihre Hände. „Ich habe inzwischen ein wenig weiter gedacht.“

„Gut. Wie sieht das aus?“

Jane lächelte verhalten. „Auch wenn ich mich nicht unbedingt als Karibik-Kenner ausweisen möchte, so völlig unbedarf ist ich nämlich nicht.“

„Dann haben Sie gut geschauspielt.“

„Nein, auch das nicht, Aristide. Ich habe nur an etwas anderes gedacht, was Ihnen bestimmt nicht fremd sein dürfte, wenn wir dieses Thema ansprechen.“

„Ich höre.“

„Voodoo!“

Ein Wort nur hatte Jane Collins ausgereicht. Sie war gespannt, wie ihr Gegenüber darauf reagierte. Er tat zunächst nichts, sondern holte durch die Nase Luft. Es hörte sich an, als würde er schnuppern.

„Das dürfte Ihnen doch nicht unbekannt sein, denke ich.“

„Nein, Jane, ist es nicht. Wenn man sich dort aufhält, wird man zwangsläufig damit konfrontiert. Ebenfalls mit der dunklen Seite des Voodoo. Schwarze Magie. Ritualmorde. Kannibalismus. Ja, das gehört dazu.“

„Wie auch die Zombies“, sagte Jane.

„Selbstverständlich, wie auch die Zombies. Voodoo und Zombies, das gehört zusammen.“

Jane fragte sich, ob sie glücklich darüber sein sollte, dass der Mann so frei geantwortet hatte. Sie machte sich ihre eigenen Gedanken über den Voodoo und wollte nicht unbedingt beim allgemeinen Thema bleiben, denn die fotografierte Frau war ihr wichtiger.

So fragte sie: „Ist die Frau auf dem Foto ebenfalls ein Zombie? Oder habe ich mich da geirrt?“

Aristide Goya lächelte. „Eine Antwort zu finden, ist nicht eben leicht. Haben Sie sich denn einen Zombie so vorgestellt? Oder nicht doch anders?“

„Wie anders denn?“

„Es gibt Filme...“

Jane winkte ab. „Daran glauben wir doch beide nicht. Oder habe ich Unrecht?“

„Nein, das haben Sie nicht. Die Filme sind übertrieben. Ich habe die echten Zombies gesehen.“

Das hatte sich Jane bereits gedacht. Sie war zwar neugierig, aber sie fragte trotzdem nicht weiter, obwohl das Thema schon im Vordergrund stand.

„Diese Frau, die sie fotografiert haben, war aber keine Person aus der

Karibik?“

„Nein, das sah man ja.“

„Woher stammte sie?“

„Aus London“, erwiderte er locker, als wäre das die natürlichste Sache der Welt.

Jane nickte. „Sehr schön. Und Sie haben die Person in der Karibik kennen gelernt.“

Goya sagte zunächst nichts und beobachtete Jane Collins nur.

Die Detektivin versuchte, eine möglichst harmlose Miene aufzusetzen. Ob ihr das gelang, war fraglich.

„Warum wollen Sie das eigentlich wissen, Jane?“

„Das ist ganz einfach. Die Frau interessiert mich eben. Ihr Anblick hat mich irgendwie erwischt. Ich... ich... bin von ihr fasziniert. Ich würde auch gern erfahren, wie sie heißt. Oder ist das ein gehütetes Geheimnis Ihrerseits?“

„Nein, das ist es nicht.“

„Und wie...“, sie versuchte, der Stimme einen möglichst ruhigen Klang zu geben, „wie heißt die Person?“

„Soweit ich mich erinnern kann, lautet ihr Name Rhonda Sanders.“

Jane Collins schrie auf! Allerdings nur innerlich. Nach außen hin hatte sie sich bis auf ein Zucken der Mundwinkel in der Gewalt.

Rhonda Sanders! Das war genau der Name, nach dem sie gesucht hatte. Innerhalb von Sekunden stiegen die Bilder der Erinnerung wieder in ihr hoch. Das Foto, das ihr der Ehemann überreicht hatte und dessen Verzweiflung sie erlebt hatte, als sie eingestehen musste, die Frau nicht gefunden zu haben. Jetzt wusste Jane auch, weshalb sie Rhonda Sanders nicht hatte finden können.

Sie hatte sich längst in die Karibik abgesetzt oder war von Goya mitgenommen worden.

In der Fremde hatte er sie zu seinem Modell gemacht. Dabei stellte sich für Jane die Frage, ob sie tatsächlich tot oder ein Zombie gewesen war. Allmählich glaubte sie nichts mehr, und all die Bilder kamen ihr vor wie eine einzige große Täuschung.

Auch wollte sie ab jetzt den Künstler mit anderen Augen ansehen.

Goya hatte die Beine übereinander geschlagen und wippte locker mit dem rechten Fuß. Er lächelte mokant, als er fragte: „Sind Sie jetzt zufrieden, Jane?“

„Ich... ich... denke schon.“

„Der Name hat Sie gestört, wie?“, fragte Goya direkt.

„Wie kommen Sie darauf?“

Er winkte wieder lässig ab. Es sah nicht nur lässig, sondern sogar überheblich aus. „Das habe ich Ihnen einfach angesehen, meine Liebe. Sie konnten sich nicht so in der Gewalt haben, wie es vielleicht

angebracht gewesen wäre. Ihnen sagt der Name Rhonda Sanders etwas? Außerdem - welchen Grund hätten Sie sonst haben sollen, sich so direkt danach zu erkundigen?“

Jane wusste, dass es eng für sie werden würde. Sehr hart riss sie sich zusammen. Sie wäre am liebsten aufgestanden und gegangen, um die Nachforschungen von anderer Stelle aus zu lenken. Das allerdings wäre nicht gut gewesen und hätte sie nur verdächtig gemacht. So blieb sie sitzen und zuckte die Achseln.

„Ich muss zugeben, dass mir die Frau tatsächlich bekannt vorgekommen ist.“

„Aber Sie sind nie in der Karibik gewesen?“

Jane hob die Schultern. „Ich habe sie in London gesehen. Eine Bekannte. Allerdings recht flüchtig. Deshalb konnte ich mich nicht mehr an den Namen erinnern. Zudem liegt die Zeit unserer Bekanntschaft einige Monate zurück. Vielleicht sogar ein Jahr. So genau kann ich das wirklich nicht sagen.“

Goya betrachtete intensiv seine Fingernägel. „Ja“, sagte er schließlich, „sie stammte aus London. Eigentlich war sie Irin. Ich habe sie dann in der Nähe von Nassau kennen gelernt. Eine interessante Person, muss ich zugeben. Wir haben uns gut verstanden. Es ist schade, dass es sie nicht mehr gibt.“

„Wie kam sie denn ums Leben?“, erkundigte sich Jane.

Goya verzog seine geschwungenen und feuchten Lippen.

„Leider durch einen Unfall. Ich habe natürlich die Gelegenheit genutzt und sie fotografiert.“

Jane wollte das nicht glauben und sagte es ihm auch. „Sieht man denn so aus, wenn man einen Unfall gehabt hat? Ich kann mir da wirklich andere Bilder vorstellen.“

„Sie glauben mir nicht?“

„Ich habe meine Zweifel.“

„Zu Recht“, sagte er und wirkte abermals sehr lässig. „Sie wissen ja, dass in fremden Ländern vieles anders ist. So auch in der Karibik. Ich habe sie präpariert. Ich wollte sie schön für den Tod machen, wenn Sie verstehen. Schön in meinem Sinne. Andere mag das abschrecken, mich fasziniert es.“

„Wie der Voodoo-Zauber?“

„Ja.“

„Interessant.“

„Wie kommen Sie gerade darauf, Jane? Sie scheinen sich in der Materie etwas auszukennen.“

„Ich habe mal darüber gelesen.“

„Aha.“ Goya verengte die Augen. Dann streckte er die Hände und legte sie gegeneinander. Er saß locker vor Jane. Sie allerdings glaubte,

dass diese Lockerheit nur gespielt war, und nahm sich vor, noch stärker auf der Hut zu sein.

„Wissen Sie, Jane, es fällt mir relativ schwer, Ihnen das alles zu glauben.“

„Darf ich fragen, was Sie damit andeuten wollen?“

„Gern.“ Er blieb weiterhin locker. „Ich habe den Eindruck, dass Sie mehr wissen, als Sie mir gegenüber zugegeben haben. Ich schätze Sie ganz anders ein.“

„Und wie?“

„Das will ich Ihnen sagen. Sie sind eine Frau, die herkam, um sich die Fotos anzusehen. Davon gibt es viele. Dann aber haben Sie etwas entdeckt, das sie misstrauisch machte. Eben das Bild der Rhonda Sanders. Sie kannten die Person. Sie haben in irgendeiner Beziehung zu ihr gestanden, die Sie mir nicht näher erklären wollen. Sie sind nur nach außen hin eine völlig normale oder harmlose Frau, aber ich kann mir vorstellen, dass mehr hinter Ihnen steckt. Sie entdeckten das Bild, und plötzlich erwachte ein Jagdinstinkt. Und Sie sind jemand, der sich auskennt. Sie wissen genau, was sich hinter der dunklen Voodoo-Magie verbirgt. Davon gehe ich einfach aus. Da können Sie sagen, was Sie wollen. Und deshalb frage ich Sie, in welcher Beziehung Sie zu Rhonda standen?“

„Es gab keine Beziehung zwischen uns.“

Aristide Goya begann zu lachen. „Genau, ja, Sie haben Recht. Ich glaube Ihnen sogar, dass es zwischen Ihnen keine Beziehung gab. Aber was hat Sie so nervös gemacht, als Sie das Bild sahen? Rhonda ist tot, fertig. Ich habe sie fotografiert, weil ich dem Tod durch meine Bilder ein Denkmal setzen wollte. Das ist alles, und daran sollten Sie sich auch gewöhnen oder es akzeptieren. Mehr verlange ich nicht von Ihnen.“

„Ich habe akzeptiert, dass Rhonda nicht mehr so lebt wie normale Menschen.“

„Sehr schön. Trotzdem kann es mir nicht gefallen, denn es hat sich nicht angehört, als könnten Sie ihren Tod akzeptieren.“

„Man kann auch tot sein, ohne dass man normal gestorben ist, Mr. Goya.“

„Also Voodoo?“

„Wenn Sie so wollen, ja.“

„Und für was oder wen halten Sie mich?“

„Für einen guten Fotografen“, erwiderte Jane. Damit hatte sie nicht gelogen. Goya war in der Tat ein König seines Fachs.

Aber ein guter Fotograf muss nicht zugleich auch ein guter Mensch sein. Sie trautete ihm nicht. Jane stufte ihn sogar als gefährlich ein, und auch er sah in ihr nicht mehr die harmlose Besucherin, die sich für besondere Motive der Fotografie interessierte. Das war für Jane längst

klar geworden.

Sie lächelte und nickte ihm zu. „Tja, Mr. Goya, es war nett, Sie kennen gelernt zu haben. Jetzt müssen Sie mich leider entschuldigen. Meine Zeit wird knapp.“

„Das heißtt, Sie wollen gehen.“

„Ja.“

„Das ist schade.“

„Mag sein, aber...“

„Man plaudert nicht jeden Tag mit einer so interessanten Person wie Ihnen, Jane. Sie sind für mich wirklich eine ungewöhnliche Frau. Sie denken sehr scharfsinnig, und Sie schließen gewisse Möglichkeiten auch nicht aus. Zudem besitzen Sie etwas, über das ich noch nachdenken muss. Ich spüre es. Wenn Sie mich verstehen...“

„Nein, das ist nicht der Fall“, sagte Jane leise. Sie spürte etwas anderes. Nämlich das Kribbeln, das an ihrem Rücken entlang nach unten lief. Sie musste zugeben, dass der Mann vor ihr ebenfalls etwas Besonderes war. Sie konnte ihn sich gut als Voodoo-Meister vorstellen, auch wenn er nicht farbig war.

Möglicherweise war er ein *bocos*, ein Zauberer, der eine geheime Sekte anführte und sich nun einen Platz in London suchte. Sollte das tatsächlich der Fall sein, dann konnte er durchaus merken, dass mit ihr ebenfalls etwas nicht stimmte.

Da spürte er dann die noch in Jane vorhandenen wenigen Hexenkräfte. Das schien ihr der Fall zu sein.

„Warum sagen Sie nichts?“

„Was sollte ich denn genau verstehen?“

„Das überlasse ich Ihnen.“ Wieder verzogen sich seine Lippen zu einem Lächeln. „Aber ich glaube nicht, dass ich Sie jetzt laufen lassen werde. Es gibt einfach zu viele Dinge, die ich noch regeln muss.“

„Das ist Ihr Problem.“ Jane wollte aufstehen, doch Goyas Hand schnellte vor.

„Nein, bleiben Sie noch einen Moment. Bitte, nur einen Moment, denn ich möchte Ihnen etwas zeigen.“

Auch dagegen wollte sich Jane auflehnen, war dann jedoch der Meinung, dass es besser war, den Mann nicht noch stärker zu provozieren, und so blieb sie sitzen.

Für sie wurde es interessant, denn Goya bewegte seine Arme.

Er führte sie in die Höhe und griff mit beiden Händen nach seiner breiten Hutkrempe.

„Ich möchte Ihnen ein Geheimnis offenbaren.“

„Bitte“, erwiderte sie möglichst gleichgültig. „Wenn es Ihnen Spaß macht...“

„Ja, ich denke schon.“

Mit einer sehr gekonnten und wie trainiert wirkenden Bewegung nahm er seinen Hut ab. Er tat es so langsam und fast schon provozierend, dass Jane einfach hinschauen musste. In diesem Fall war er der Star und sie die Statistin.

Aristide Goya nahm den Hut ab.

Jane sah seinen Kopf - und bekam den Schock ihres Lebens, denn bei Goya fehlte die Schädeldecke...

Es war keine Gegend, in der man sich wohl fühlen konnte.

Selbst bei herrlichstem Sonnenschein blieb es immer düster, denn in dieser Straße, für die sich eine Stadt wie London eigentlich schämen musste, standen Container, in denen man die Menschen unterbrachte, die um Asyl baten. Man wies sie nicht ab - schließlich stammten sie aus den ehemaligen Kolonien -, aber man zeigte ihnen deutlich, dass sie hier unerwünscht waren.

Die Container standen nicht weit vom Ufer der Themse entfernt. Für meinen Geschmack zu nahe am Wasser, denn bei Überflutungen konnten sie leicht weggeschwemmt werden.

Suko und ich hatten uns noch nie in diese Gegend verlaufen.

Entsprechend betroffen waren wir, als wir aus dem Rover stiegen, ihn sorgfältig abschlossen und den Rest der Strecke zu Fuß gingen.

Wir waren nicht allein. Bei uns war Moses King, ein baumlanger Schwarzer, der aussah wie ein Boxer. Aber Moses war das genaue Gegenteil, auch wenn er seine Fäuste hin und wieder einsetzen musste. Ansonsten versuchte er, die Probleme durch Diskutieren und gutes Zureden aus der Welt zu schaffen.

Man konnte meinen, dass es auch sein Job war, denn sein Beruf war Sozialarbeiter. Er kümmerte sich um diejenigen, die ganz am Rande der Gesellschaft standen, und dazu gehörten die Menschen aus den verdammten Containern.

„Strandgut, das jemand einfach abgeworfen hat!“

An diese Worte musste ich denken, als wir über die Straße zwischen den Containern gingen. Der Name Straße war übertrieben. Es war auch in dem Sinne kein Weg mehr. Wir liefen über das feuchte Gelände, das weder geteert noch gepflastert war. Dafür besaß es Einkerbungen wie eine Rüttelstrecke auf dem Auto-Testgelände. An tieferen Stellen war das Wasser noch nicht verdunstet, sodass ölige Pfützen schimmerten, um die herum kleine Kinder hockten und selbst gebaute Papierschiffe fahren ließen.

Nicht weit entfernt hörten wir das ewige Gurgeln der Themse.

Sie schien sich hier in ein Ungeheuer verwandelt zu haben, das nur darauf wartete, andere verschlingen zu können, sein Maul aufriss und andere Menschen einfach wegschnappte. Der Fluss selbst war nicht zu

sehen, weil ein breiter Streifen Land zwischen ihm und den Hütten lag. Eine Uferaue, eine Wiese, die mit hohem Gras und Buschwerk bewachsen war.

Zwischen einigen Containern waren Leinen gespannt worden, an denen Wäschestücke hingen. Da es nicht besonders windig war, bewegten sie sich kaum.

Moses King trug eine schwarzweiß karierte Jacke, ein dunkles T-Shirt und eine enge Hose aus Kunstleder. Er hatte sich an uns gewandt, weil er schlimme Dinge befürchtete.

Mittlerweile waren wir in London bekannt geworden. Da Moses King schon von Berufs wegen einen guten Draht zur Polizei besaß, lag es auf der Hand, dass er sich bei bestimmten Problemen an die Kollegen wandte, und die hatten ihn an uns verwiesen.

Es ging um Voodoo! Angeblich, denn den Beweis hatten wir nicht, aber den wollte er uns an diesem Tag liefern. Es war Mittag, und über dem Gelände schwebte der Geruch von gekochtem Essen. Wir sahen sogar eine Feuerstelle. Da kochten zwei Frauen Reis in einer Schüssel. Die eine rührte darin herum, die andere kippte Gewürze hinein. Bei gewissen Handlungen wollten sich die Menschen eben so fühlen wie in ihrer Heimat.

Die Männer standen vor den Containern, deren Türen geöffnet waren. Menschen aus Afrika, aber auch aus Asien oder Südamerika. So genau konnte ich es nicht unterscheiden.

Man kannte Moses King hier. Man begrüßte und respektierte ihn, aber man sprach ihn nicht an. Wahrscheinlich deshalb nicht, weil sich zwei Fremde in seiner Begleitung befanden, und gegen Fremde hatte man Misstrauen.

Nur die Kinder reagierten anders. Sie liefen auf uns zu. Sie begrüßten Moses wie einen Freund, und er musste ein kleines Mädchen mit herrlichen Kulleraugen einige Male in die Höhe stemmen, wobei die Kleine vor Freude juchzte.

Auch andere Kinder mussten hochgehoben werden, und als Moses dann noch einige Süßigkeiten verteilte, da war die Freude besonders groß.

Sein Gesicht hatte einen weichen Ausdruck angenommen. Er strich über sein schon ergrautes Haar und seufzte. „Die Kinder sind am meisten zu bedauern. Sie lernen nur das Negative kennen. Da kann man ihnen schon mit den kleinsten Dingen eine große Freude machen. Sie brauchen nur in ihre Augen zu schauen, um zu wissen, was ich damit meine.“

„Stimmt“, sagte ich. „Irgendwann, so hoffe ich, wird sich das mal ändern. Dann werden die Menschen eine Chance bekommen, friedlich miteinander zu leben.“

Moses King konnte sein Lachen nicht zurückhalten. „Sind Sie ein Träumer, Mr. Sinclair?“

„Ja. Manchmal muss man ein Träumer sein. Oder einen Traum haben. Sonst können Sie das Leben vergessen. Besonders bei unserem Job, den wir tagtäglich durchziehen.“

„Da hat er Recht“, sagte Suko.

Moses winkte ab. „Ich weiß es ja. Was ich gern alles ändern möchte! Es ist zum Verzweifeln. Sie bekommen es nicht in die Reihe. Mal verhindert das die eine Seite, dann die andere, und schließlich gibt es noch Behörden und Verwaltungen, in denen ich ab und zu einen Wutanfall bekomme, wenn ich mit den Typen dort diskutiere. Ich bin fünfunddreißig Jahre alt und habe schon graue Haare bekommen. Den Grund können Sie sich leicht vorstellen.“

„Genau.“

„Kommen Sie, wir ändern im Großen sowieso nichts. Kümmern wir uns um die Probleme im Kleinen, damit sie nicht zu groß werden. Im letzten Container ist es passiert.“

„Sie meinen, dass dort der Zombie steckt?“, fragte Suko.

„Ja. Davon gehe ich aus.“

„An einen Irrtum glauben Sie nicht?“

Moses schaute Suko aus seinen großen, dunklen Augen an.

„Ich würde gern an einen Irrtum glauben, denn dann wäre mir wohler. Aber ich kann es einfach nicht. Die Menschen hier wissen genau, was sie gesehen haben und können es auch interpretieren. Andere würden mich auslachen, wenn ich von einem Zombie spreche. Bei Ihnen bin ich genau richtig, und das gibt mir Mut.“

„Wenn es tatsächlich so sein sollte“, sagte ich, „dann muss es auch jemanden geben, der Menschen zu Zombies macht. Ein Zauberer, ein dunkler Priester, der mit den schwarzen Mächten auf gutem Fuß steht.“

„Theoretisch schon. Das herauszufinden, ist allerdings nicht meine Sache. Sie werden mir dabei helfen müssen, doch das ist alles noch Theorie. Lassen Sie uns gehen.“

Wir setzten uns wieder in Bewegung und blieben bereits nach wenigen Schritten stehen, weil Moses King jemandem zuwinkte.

„Komm her, Maria.“

Eine Frau, die an der Außenwand eines Containers gelehnt hatte, setzte sich zögernd in Bewegung. Sie trug ein langes, buntes Kleid und hatte zum Schutz gegen die Kälte ein Wolltuch über ihre Schultern gehängt. Das Alter war schlecht zu schätzen, aber wir sahen, dass die dunkelhäutige Frau Angst hatte.

Moses lächelte sie an. „Du brauchst keine Angst zu haben, Maria. Ich habe mein Versprechen gehalten und bin zurückgekehrt, um dir zu helfen.“

„Wer sind die Männer?“

„Bekannte von mir.“

Sie schaute uns misstrauisch an. „Sie riechen nach Polizei. Davor haben Joe und ich immer Angst gehabt.“

„Joe ist ihr Mann!“, flüsterte Moses uns zu.

„Sie brauchen vor uns keine Angst zu haben“, sagte Suko mit leiser Stimme. „Wir wollen Ihnen nichts tun. Im Gegenteil, wir wollen Ihnen bei den Problemen helfen.“

Überzeugt hatte Suko sie nicht, denn sie sah nur Moses King an. „Er ist noch da.“

„Sehr gut.“

„Aber er ist ruhig. Der Zauber bricht erst in der Nacht auf. Keiner traut sich in die Nähe des Containers. Alle hier haben Angst vor dem Zombie.“ Wenn sie sprach, redete sie in einem Mischmasch aus Englisch und Französisch.

Ich wollte mich nicht länger zurückhalten und fragte: „Wie ist er zu einem Zombie geworden?“

Maria schüttelte den Kopf. Dann drehte sie uns den Rücken zu. Ein Zeichen, dass sie noch kein Vertrauen gefasst hatte und nicht mit uns reden wollte.

„Er starb an einem Blinddarmdurchbruch, glaube ich“, erklärte uns Moses King. „Hier bekam er keine Hilfe. Joe ging wirklich erbärmlich zugrunde. Man wollte ihn hier am Fluss beerdigen, doch er war plötzlich verschwunden. Nach einigen Tagen kehrte er als Zombie zurück.“

„Dann muss man ihn geholt haben - oder?“

„Kann sein. Es ist auch möglich...“, Moses schüttelte den Kopf. „Nein, das glaube ich nicht.“

„Was glauben Sie nicht?“, fragte ich.

„Dass jemand hier aus dem Lager ihn zum Zombie gemacht hat. Das kann ich nicht nachvollziehen. Gäbe es hier einen *houngan*, den Hohepriester des Voodoo, dann hätte ich das schon bemerkt. Man hätte es mir auch zugeflüstert, denn so etwas bleibt nicht geheim. So viel Vertrauen genieße ich.“

„Dann ist es ja gut“, sagte ich.

„Kommen Sie zum Container.“

Es waren nur wenige Meter, die wir zu gehen hatten. Auch Maria ging mit. Allerdings hielt sie Distanz.

Als ich mich umdrehte, da sah ich, dass sich die Bewohner hinter uns zusammengerottet hatten und so etwas wie eine Mauer bildeten. Männer, Frauen und Kinder, wobei die Kinder sich an den Händen ihrer Mütter festklammerten.

Der Container sah aus wie ein übergroßer Pappkarton aus Kunststoff.

Es gab in diesem Viereck mehrere kleine Fenster, die allerdings von innen verhangen waren. Es gab auch eine Tür, vor der wir stehen blieben.

„Wie sieht es innen aus?“, fragte ich.

„Mies, Mr. Sinclair. Es gibt eine Kochstelle.“ King deutete zum Dach hoch. „Dort sehen Sie den Abzug. Aber sanitäre Anlagen suchen Sie vergebens.“

„Die muss es doch geben!“, sagte Suko.

„Ja, in einem anderen Container. Er steht hinter den anderen und mehr zum Fluss hin.“

„Okay, dann wollen wir mal.“ Ich schaute mir das Schloss an.

Es war leicht aufzubrechen, aber irgend jemand musste einen Schlüssel besitzen, sodass ein Aufbruch nicht nötig sein würde.

Ich neigte mein Ohr gegen die Tür. In der Umgebung wurde es totenstill. Auch die Menschen hinter uns hörten wir nicht atmen. Sie alle warteten anscheinend darauf, dass etwas passierte.

Ich vernahm nichts.

Als ich mich wieder aufrichtete, sah ich Suko, der den Container einmal umrundet hatte. Er zuckte mit den Schultern und schüttelte zugleich den Kopf. Demnach hatte auch er nichts gefunden.

„Ich habe weder etwas gehört noch gesehen, John. Im Innern scheint tote Hose zu herrschen.“

„Wäre mir am liebsten.“

„Du sagst es.“

Ich wandte mich an Moses King. „Müssen wir die Tür aufbrechen? Oder gibt es hier einen Schlüssel?“ Ich rüttelte an der Klinke, damit King sehen konnte, dass abgeschlossen war.

„Maria hat ihn.“

Er winkte ihr zu. Sie kam mit zittrigen Schritten heran. Aber auch sie hatte den Schlüssel nicht.

„Wo ist er denn jetzt?“

„Ich habe ihn weitergegeben. Ich wollte ihn nicht behalten. Samuel hat ihn.“

Samuel war ein alter Mann, der sich in Bewegung setzte und sich beim Gehen auf einen Stock stützte. Er trug einen alten Anzug mit Streifen, auf seinem Kopf saß ein verbeulter Hut, und der Bart umwuchs schlohlweiß sein Kinn.

Moses ging ihm entgegen. Er sprach mit ihm, und wir erlebten eine Diskussion. Samuel wollte den Schlüssel nicht hergeben, und Moses musste ihm beinahe drohen, bis er endlich das Gewünschte bekam.

„Man muss ihn verstehen“, sagte er zu uns. „Einer wie er hat Angst. Er kennt die Regeln. Er weiß, wie gefährlich der Zauber werden kann. Davor fürchtet er sich eben.“

„Wir werden sehen“, sagte ich und nahm den Schlüssel entgegen. Es war ein flaches Gerät, das ich in das Schloss schieben musste. Es hakte etwas, dann konnte ich es drehen.

Wenig später war die Tür aufgeschlossen.

Ich zog sie noch nicht auf, sondern blieb zunächst stehen, die Hand noch auf die Klinke gelegt. Auch Moses stand in unserer Nähe. Sein Gesicht zeigte einen angespannten Ausdruck, und er atmete schnaufend.

„Bitte, Moses, Sie bleiben zurück. Suko und ich werden den Container zu zweit inspizieren. Sie können uns nur noch sagen, was wir dort finden werden.“

„Nur einen Raum.“

„Bitte?“

„Ja, so ist es.“ Er verzog bitterlich seinen Mund. „Man hat sie in einen Raum gesteckt. Es stehen Betten darin, es gibt schmale Schränke, einen großen Tisch und einige Stühle, das ist alles. Oft liegt die Kleidung auch wegen Platzmangels auf dem Bett.“ Er hob seine breiten Schultern. „Mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen.“

„Danke, dann wollen wir mal.“

Neben mir zog Suko seine Waffe. Aber so, dass es die Zuschauer nicht sehen konnten.

Ich ließ die Beretta noch stecken, zog die Tür auf und betrat als Erster den Container...

Zunächst fiel mir die Stille auf. Danach der Geruch. Wo viele Menschen zusammenleben und wo kein Fenster geöffnet ist, da riecht es automatisch. Das hatte wirklich nichts mit der Hautfarbe zu tun. Dann fiel uns noch etwas auf. Es war recht dunkel in diesem übergroßen Karton, und das obwohl die Wände von innen recht hell waren. Eine Kochstelle sah ich nicht. Wahrscheinlich mussten die Menschen zentral ihre Mahlzeiten zubereiten.

Ich ging langsam vor. Hinein in die Stille und über einen Boden, der mir weich vorkam. Ich wusste nicht, aus welchem Material er bestand.

Suko blieb dicht hinter mir. Da uns niemand empfing, entspannte ich mich wieder ein wenig und ließ auch die Waffe stecken.

Auf den ersten Blick war nichts zu sehen. Uns fiel nur das Durcheinander auf, und das hatten die Menschen bestimmt nicht hinterlassen. Die Türen der schmalen Schränke waren aufgerissen worden. Man hatte die Kleidung hervorgeholt und auf dem Boden verteilt. Aber nicht nur dort, sie lag auch auf den ungemachten Etagenbetten. Jemand musste hier sehr wütend gewesen sein und Randale gemacht haben.

Den angeblichen Zombie sahen wir nicht. Er trieb sich irgendwo herum oder hielt sich versteckt, falls es ihn überhaupt gab. Wir konnten

ihn auch nicht riechen, weil der normale Geruch alles andere einfach überlagerte.

Suko und ich trennten uns. Der eine suchte rechts, der andere links. Ich hatte mir die rechte Seite vorgenommen. Meine Schuhe schlurften über die am Boden liegenden Klamotten hinweg, aber ich trat gegen keinen festen Widerstand.

Der letzte Insasse schien sich in Luft aufgelöst zu haben.

Neben den drei Betten an der rechten Seite blieb ich stehen. Sie waren so hoch, dass es mir nicht gelang, direkt auf das oberste zu schauen. Dazu musste ich mich schon auf die Zehenspitzen stellen, was ich auch tat und dann über den Rand hinweg sah.

Auch auf diesem Bett lag ein Wust von Kleidung oder zusammengerollten Tüchern. Im Prinzip nichts Ungewöhnliches, bis auf die Tatsache, dass sich dort die Kleidung bewegte, und das passierte bestimmt nicht von allein.

Durch ein Zischen machte ich Suko aufmerksam und trat zugleich ein kleines Stück vom Bett weg.

Ich deutete mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf das oberste Bett und zog meine Waffe.

Suko blieb an der anderen Seite stehen. Er gab mir gewissermaßen Rückendeckung.

In den nächsten Sekunden geschah nichts. Da bewegte sich kein Stoff, und ich dachte daran, dass ich mich auch geirrt haben könnte.

Geduld muss auch oft unsere erste Tugend sein, und so warteten wir zunächst ab.

Ich hatte mich nicht geirrt. Auf einmal bewegte sich der Stoff wieder. Allerdings blieb es nicht dabei, denn es passierte noch mehr. Wieder stellte ich mich auf die Zehenspitzen und machte den Hals lang. Das war mein Glück, denn so schaute ich über den Rand der Matratze hinweg und entdeckte die dunkle Hand, die sich durch eine Lücke auf den Rand des Bettes zuschob.

In diesem Moment stand für mich fest, dass wir den lebenden Toten entdeckt hatten...

Mit einer knappen Bewegung gab ich Suko zu verstehen, dass ich etwas entdeckt hatte.

Er brauchte nicht näher an das Bett heranzukommen und musste sich auch nicht auf die Zehenspitzen stellen, denn auf dem dritten Bett bewegte sich die Gestalt weiter auf den Rand zu. Wir schauten zu, wie sich ihre Hand um die Matratze krallte, als wollte sie sich dort festhalten, um noch mal Schwung zu bekommen.

So zog sich die Gestalt näher. Sehr bald sahen wir mehr als nur eine Hand, denn plötzlich erschien das Gesicht. Die Gestalt war neugierig geworden. Sie hatte die Menschen gerochen und wollte nun

nachschauen, was Sache war.

Wir unternahmen noch nichts. Unsere Blicke konzentrierten sich auf das Gesicht, das mir in diesem Moment wie eine dunkle und zugleich düstere Landschaft vorkam. Obwohl die Augen glänzten, sah ich kein Leben in diesem Gesicht. Es blieb irgendwie starr, und auch den Ausdruck der Augen sah ich als tot an.

Um den Mund herum hatte sich heller Schorf abgesetzt. Das Haar war verschmutzt, und allmählich wehte uns auch der Gestank entgegen, den diese Gestalt abströmte.

Es roch ekelhaft.

Nach Friedhof, nach Leichen, einfach nach Tod. Als hätte er schon Tage im Grab gelegen.

Es war nichts zu hören. Er sprach nicht. Er keuchte nicht. Er war einfach nur stumm. Er konnte auch nicht reden, aber er roch die Nähe der Menschen, und das stärkte ihn auch innerlich.

Wir sahen auch seine zweite Hand, mit der er sich am Rand der Matratze festklammerte. Er trug ein schmutziges Hemd.

Darunter zeichneten sich die Knochen der Schultern ab, die so wirkten wie Stäbe. Die dunkle Haut auf seinem Gesicht war dünn. Als er jetzt den Kopf senkte und mit seinen leblosen Augen auf den Boden glotzte, lösten sich gelbliche Tropfen aus seinem Mund und klatschten hörbar auf.

Dann kippte er.

Ich sprang zurück, um nicht getroffen zu werden. Der Zombie fiel schnell, und er drehte sich noch auf dem Weg nach unten, sodass er auf dem Rücken liegen blieb.

Zum schmutzigen Hemd trug er eine an den Seiten zerrissene graue Hose, aber keine Schuhe. Seine Zehen waren ebenfalls verdammt dreckig, und sie klebten aneinander.

Er wälzte sich mit einer langsam Bewegung herum, um die Bauchlage einzunehmen.

Es war klar, was er wollte. In seiner Nähe befanden sich Menschen, und da schoss in ihm der Drang hoch, sich diese Menschen zu holen und zu töten.

Ich hatte die Waffe auf ihn gerichtet. Es gab nur die Möglichkeit, ihm eine Kugel durch den Kopf oder durch das Herz zu jagen, um ihn endgültig zu vernichten.

Wir standen nicht weit von ihm weg. Sein Mund stand offen.

Daraus wehte uns ebenfalls ein widerlicher Gestank entgegen.

Für einen Moment blieb er knien. Die linke Hand hatte er auf sein linkes Knie gelegt und stützte sich dort ab. Die rechte zuckte. Seine Finger schlossen sich zur Faust. Dann streckten sie sich uns entgegen, und jetzt bildeten sie eine Kralle, die uns fassen wollte.

„Kreuz oder Kugel?“, fragte Suko.

Ich ließ meine Beretta bereits verschwinden und holte das Kreuz hervor. „Sparen wir uns das Silber?“

„Okay, John. Hat es Sinn, ihn anzusprechen?“

„Du kannst es versuchen.“

Das wollte Suko unbedingt. Er flüsterte dem Zombie etwas zu und erreichte damit, dass der lebende Tote seine Aufmerksamkeit auf ihn richtete. Er stemmte sich mit einer ruckartigen Bewegung in die Höhe und blieb stehen, um sein Gleichgewicht zu finden. Aus seinem Maul tropfte es noch immer, und das gelbe Zeug klatschte vor seinen Füßen zu Boden.

Ich hatte mein Kreuz unter der Kleidung hervorgeholt. Hielt es aber noch verborgen in meiner rechten Hand. In der folgenden Sekunde änderte sich dies, denn da schoss meine Hand vor, und ich zielte dabei direkt auf sein Gesicht.

Ich spürte seine weiche Haut an meiner rechten Handfläche, dann gellte ein fürchterlicher Schrei durch den Container. Eine Berührung hatte ausgereicht, um die Gestalt zu vernichten. Sie hielt sich noch auf den Beinen, doch sie taumelte zurück. Die Bewegungen waren unsicher. Das Bett hielt die Gestalt schließlich auf, die ihre Arme ausgestreckt und den Kopf schief gelegt hatte.

Von der Stirn her und über die Nase hinweg malte sich der Abdruck des Kreuzes ab. Es hatte die Haut zerstört und sie aufgerissen wie altes Papier. Aus den Wundrändern sickerte ebenfalls die gelbliche Flüssigkeit nach außen und rann wie Eiter an seinem schrecklichen Gesicht entlang nach unten.

Das Anschauen der Gestalt war nicht mehr als eine Momentaufnahme, denn die Gestalt schaffte es nicht mehr, sich auf den Beinen zu halten. Sie erhielt noch einen harten Stoß und sackte dann vor unseren Augen zusammen, als hätte man bei ihr einen Teil der Knochen zertrümmert. Mit einem letzten, dumpf klingenden Geräusch landete sie auf dem Boden und blieb dort bewegungslos liegen.

Wir hatten ihn erledigt, und wir wussten auch, dass man sich den Zombie nicht eingebildet hatte. Es gab ihn oder es hatte ihn gegeben. Möglicherweise war er nur ein Beginn, und genau das befürchtete ich. Ich dachte bereits einen Schritt weiter. Von allein wurde man nicht zum Zombie. Dafür musste jemand gesorgt haben, denn Joe war nicht als Zombie bis nach London gekommen. Also hatte jemand nachgeholfen. Ein Zombiemacher, ein gefährlicher Voodoo-Priester, der hier in London seine Zelte aufgeschlagen hatte.

Das gefiel mir gar nicht.

In Sukos Gesicht war ebenfalls die Besorgnis zu lesen. Wahrscheinlich beschäftigte er sich mit den gleichen Gedanken wie ich, aber darüber

wollten wir jetzt nicht länger nachdenken.

„Lass uns zu den anderen gehen“, sagte ich nur...

Die Tür hatten wir nach unserem Eintreten geschlossen. Es hatte sie auch niemand geöffnet, und so zogen wir sie wieder auf und schauten auf die Menschen, die sich beim Container versammelt hatten.

Sie waren nicht verschwunden, und selbst die Kinder befanden sich noch bei ihnen.

Im Vordergrund stand Moses King. Er blickte uns fragend und aus großen Augen an. Auf seiner Haut malte sich ein Schauer ab.

„Ich habe einen Schrei gehört...“

„Es war der Zombie“, sagte Suko.

„Und jetzt?“

„Gibt es ihn nicht mehr. Wir haben ihn vernichtet.“

„Joe ist tot?“

„Endgültig.“

Mit dieser Nachricht musste der Mann erst mal fertig werden.

Er begann zu zittern. Dann ballte er seine Hände zu Fäusten, senkte den Kopf und fing an zu weinen. Den Grund kannten wir nicht. Vielleicht war er traurig darüber, dass eine Frau ihren Mann verloren hatte, möglicherweise weinte er auch, weil er hatte erfahren müssen, dass der Mann tatsächlich ein Zombie gewesen war.

Der Anfall war schnell vorbei. Er hob den Kopf wieder an und schaute uns an.

„Kann ich ihn sehen?“

„Bitte.“

Wir machten ihm Platz. Keiner von uns begleitete ihn, und auch von den anderen Menschen wollte niemand in den Container hineingehen. Sie waren entsetzt, sie hatten Angst, und nicht wenige von ihnen schlügen Kreuzeichen.

„Wo einer ist, da sind noch mehr“, meinte Suko. „Ich will nur nicht hoffen, dass wir hier auf ein Zombienest stoßen.“

„Das sicherlich nicht.“ Ich deutete auf die Menschen. „Wir werden allerdings mit ihnen reden müssen.“

„Wir oder Moses?“

„Am besten er.“

Der Sozialarbeiter kehrte zurück. Wir sprachen ihn nicht an.

Er sollte sich erst mal fangen. Seine Hautfarbe hatte sich verändert. Er sah ziemlich blass aus und wischte mehrmals über seine Stirn. „Das sind Augenblicke“, sagte er mit tonloser Stimme, „in denen ich noch weitere graue Haare bekomme.“

„Kann ich verstehen“, sagte Suko und legte ihm eine Hand auf die Schulter. „Auf der anderen Seite können wir jetzt davon ausgehen, dass

es Joe so nicht mehr gibt.“

„Das ist wahr. Er ist vernichtet.“ Moses schüttelte den Kopf.

„Aber wer hat ihn vernichtet? Ich sah... Himmel, auf seinem Gesicht malte sich der Umriss eines Kreuzes ab.“

„Das bin ich gewesen.“

Moses wunderte sich. „Sie besitzen ein Kreuz?“

„Ja.“

„Und es hat geholfen?“

Ich nickte. „Es ist ein besonderes Kreuz. Gewissermaßen ein altes Erbe. Ein Mittel im Kampf gegen die Mächte der Finsternis, und Joe entstammte diesen Mächten. Er war kein Mensch mehr, denn Menschen werden durch das Kreuz nicht vernichtet.“

„Es ist wirklich gut, dass Sie gekommen sind. Allein hätten wir es nicht geschafft.“

„Man wird auch von allein zu keinem Zombie“, sagte Suko, aber Moses ging nicht auf seine Bemerkung ein.

„Ich muss mich um Maria kümmern“, sagte er mit rauer Stimme. „Sie muss es als Erste wissen.“

„Aber dann werden wir reden, Moses.“

„Ja, natürlich.“

Er eilte auf die Gruppe der Menschen zu und ließ uns allein vor dem Container zurück. Besonders glücklich oder wie die großen Gewinner sahen wir nicht aus. Wir hatten erst das Ende des Fadens gefunden, aber wir wollten den Anfang.

Moses King sprach mit Maria. Da beide dicht bei den anderen Zuschauern standen, hörten diese auch zu, und wir erkannten an ihren Reaktionen, wie entsetzt sie waren, als sie die Nachricht erfuhren. Die Erleichterung würde sicherlich erst kommen, wenn sie näher über den Fall nachgedacht hatten.

Unsere Stimmung war nicht eben die beste. Ihr hatte sich auch der Himmel angepasst. Über ihn segelten die Wolken, die aussahen wie zerrissener Rauch. Wir hörten das Rauschen des Flusses in der Nähe, und auch der Wind hatte wieder zugenommen.

Er wehte aus Norden. Für den Monat April waren die Temperaturen zu tief, der Frühling hatte sich weit zurückgezogen.

Maria hatte, sich in die Arme des Sozialarbeiters geworfen.

Sie war ziemlich fertig mit den Nerven, aber sie konnte auch aufatmen. Ihr Mann würde sie nicht mehr bedrohen, ebenso wenig wie die anderen Menschen hier.

Moses redete noch kurz und heftig auf sie ein, ließ sie dann los und kehrte zu uns zurück. Maria wurde von einer älteren Frau zur Seite geführt.

„Es war ein Schock für sie.“ Moses zuckte mit den Schultern.

„Aber was soll man machen? Ich habe ihr gesagt, dass sie keine Angst mehr zu haben braucht.“

„Zumindest nicht vor ihrem Mann“, sagte Suko.

„Moment. Wie meinen Sie das?“

„Wie ich es gesagt habe. Nicht vor ihrem eigenen Mann. Aber möglicherweise war Joe nicht der einzige Veränderte.“

„Hören Sie auf!“, flüsterte King. „Das kann ich nicht glauben. Das will ich auch nicht glauben.“

„Ob Sie es wollen oder nicht, Moses, das spielt keine Rolle. Denken Sie daran, dass es jemanden geben muss, der diesen Menschen in einen Zombie verwandelt hat. Erst wenn wir ihn gefunden haben, können wir richtig aufatmen.“

„Dabei kann ich Ihnen nicht helfen.“

„Sie vielleicht nicht. Aber es gibt noch andere Menschen hier, die möglicherweise mehr wissen. Haben sie schon mit ihnen gesprochen? Vor unserem Besuch?“

„Sie haben alle Angst.“

„Also wissen sie was.“

Moses zuckte die Achseln. „Das kann sein. Vielleicht auch nicht. Sie sind verstockt. Sie trauen niemandem. Es gleicht schon einem Wunder, dass man mir Bescheid gegeben hat.“

„Einer hat doch bestimmt hier das Kommando“, sagte Suko. „Das ist in einer Gemeinschaft immer so.“

„Ja, Samuel. Er ist der älteste Mann hier.“

„Dann sollten wir mit ihm sprechen.“

Moses überlegte noch. „Da haben Sie bestimmt Recht. Es ist eine gute Möglichkeit. Allerdings kenne ich ihn. Er ist ein sehr misstrauischer Mensch, was Fremde anbetrifft. Da werden Sie Ihre Schwierigkeiten bekommen.“

„Nicht, wenn Sie uns die Tür öffnen“, sagte Suko.

„Klar, verstehe. Ich weiß, was ich zu tun habe. Ich gehe hin und spreche mit ihm.“

„Danke, das ist gut.“

Als Moses King gegangen war, sah Suko mich an. „Du hast dir doch die Menschen hier angesehen. Glaubst du, dass einer von ihnen so etwas wie ein Voodoo-Priester ist?“

„Das kann ich mir schlecht vorstellen. Dann hätte man auch versucht, uns bei unserer Aktion zu behindern. Da würde ich wirklich widersprechen.“

„Ein Fremder?“

Ich nickte. „Eine andere Möglichkeit sehe ich nicht. Allerdings ein bekannter Fremder. Ich nehme an, dass es ein Mensch ist, den sie kennen, den sie aus Angst vor Repressalien aber nicht verraten wollen.“

So sehe ich das.“

Suko drückte den rechten Daumen nach oben. „Moses wird mehr Glück haben. Er ist irgendwie einer von ihnen.“

Aber der Sozialarbeiter hatte auch mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen. Wir schauten zu, wie er auf den alten Mann einsprach, der sich auf seinen Stock gestützt hatte und immer wieder den Kopf schüttelte. Moses gab nicht auf. Er redete nicht nur mit dem Mund, sondern auch mit den Händen. Dabei sprach er Französisch. Diese Sprache beherrschte Samuel wohl am besten.

Als er dann seinen grauen Hut festdrückte, war es Moses, der nickte.

„Ich glaube, es gibt Hoffnung“, murmelte ich.

Moses kam näher, und wir sahen die Erleichterung auf seinem Gesicht. „Ich habe die Nuss geknackt“, flüsterte er. „War verdammt nicht einfach.“

„Das haben wir gesehen“, sagte ich. „Und? Ist er bereit, mit uns zu sprechen?“

„Ja.“

„Wunderbar.“

„Aber Sie müssen vorsichtig sein. Er hat Angst, obwohl der Zombie vernichtet wurde.“

„Weiß er denn mehr?“

Moses verzog den Mund.

„Das Gefühl habe ich schon. Nur hält er sein Wissen zurück.“

„Wo sollen wir mit ihm reden?“

„Ich habe ihm vorgeschlagen, in einen Container zu gehen, aber das wollte er nicht.“

„Wo dann?“

Jetzt begann Moses zu grinsen. Den Grund erfuhren wir, als er uns die Antwort gab.

„Er hat Durst. Nicht weit von hier gibt es eine Kneipe. Dort können wir hinfahren. Sie sollten sich darauf einstellen, ihm noch die eine oder andere Flasche Rum zu spendieren.“

Ich winkte ab.

„Wenn das alles ist, damit haben wir keine Probleme.“

„Dann bin ich zufrieden.“

Wir hätten auch zu Fuß gehen können, aber es war doch besser, mit dem Wagen zu fahren. Das Lokal war in einem alten Bau untergebracht, der sogar noch einen kleinen Turm besaß. Allerdings war dieser ebenso grau und fleckig wie die gesamte Fassade. Ich hätte schon einen sehr großen Durst haben müssen, um in dieser Kneipe einzukehren. Aber Samuel gefiel sie. Beim Aussteigen malte sich die Vorfreude auf den Schluck als Leuchten in seinen Augen ab.

Geöffnet hatte das Lokal. Einen Wirt gab es auch. Er sah ebenso grau aus wie die Außenfassade und öffnete uns sogar persönlich die Tür, um uns einzulassen.

Die beiden Farbigen bedachte er mit schiefen Blicken, gab aber keinen Kommentar ab.

Ich suchte den Tisch aus, an den wir uns setzen konnten. Er war einigermaßen sauber, und mir entging auch nicht das triumphierende Lächeln unseres Gastes, als wir über die Schwelle schritten. Ohne Begleitung hätte ihn der Wirt bestimmt nicht eingelassen.

Bevor wir überhaupt unsere Plätze einnahmen, ging ich an die Theke.
„Haben Sie Rum?“

„Ja.“

„Zwei Flaschen.“

Der Wirt stutzte. „Wollen Sie die hier trinken?“

„Nein, die nehmen wir mit.“

„Gut. Ich bringe sie dann.“

Suko, Moses und ich bestellten Wasser. Samuel, der sich sichtbar wohlühlte, bestellte sich einen großen Whisky. Die beiden Flaschen Rum hatte er in seine Jackentasche gesteckt.

„Eine gute Medizin.“

„Manchmal schon“, sagte ich. „Aber sie hilft nicht gegen alles.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ Samuel sah mich scharf an.

„Sie hilft nicht gegen den alten Zauber.“

Er verzog den Mund. „Ja, der ist zu stark. Und er hat uns auch hier in der Fremde erreicht.“

Ich wollte noch näher darauf kommen, aber zunächst wurden die Getränke serviert.

Samuel leckte sich über die Lippen, als er den Whisky sah.

Das Glas war beinahe bis zum Rand vollgekippt worden, aber es war genau das, was er brauchte.

Er setzte es an, trank, schmatzte und schlürfte, und als er es absetzte, da rannen nur noch ein paar Schlieren innen an den Glaswänden entlang. Ansonsten war es leer.

„Sehr guter Stoff.“

„Bevor du den nächsten bekommst, wollen wir miteinander reden“, sagte Moses im ernst-freundschaftlichen Tonfall. „Ich hoffe, du hast mich verstanden.“

„Ja, habe ich.“ Samuel lehnte sich auf dem Stuhl zurück. Er umfasste mit beiden Händen die beiden in den Taschen steckenden Flaschen, als hätte er Angst davor, dass sie ihm weggenommen werden könnten.

„Du weißt, was passiert ist“, sagte ich und sprach auch Französisch. „Wir brauchen dir nichts zu sagen und zu erklären. Aber wir wollen wissen, wie es dazu kommen konnte. Jemand muss die Leiche gestohlen

haben, und ich kann mir vorstellen, dass du etwas darüber weißt, Samuel.“

Der Alte begann glücksend zu lachen. „Wer etwas weiß, der behält es für sich. Es ist besser so, versteht ihr?“

„Nein, nicht in diesem Fall. Wir haben es geschafft, den Zombie zu vernichten. Wenn du willst, kannst du uns als Zombiejäger ansehen. Wir wissen, wie wir mit ihnen umzugehen haben. Du brauchst also keine Angst zu haben, dass es dich erwischt wie es mit Joe geschah. Aber jemand muss ihn dazu gemacht und ihn weggeholt haben. Man wird nicht von allein zu einer lebenden Leiche. Wer hat diesen verdammten Voodoo-Zauber hier nach London gebracht?“

Samuel schwieg.

Damit gab ich mich nicht zufrieden. Ich schaute in seine glitzernden Augen und sagte: „Du weißt mehr, alter Mann. Ich sehe es dir an. Aber wenn du schweigst, dann bist du nur alt und nicht weise. Weise Männer verhalten sich anders. Deshalb würde ich dir raten, deinen Mund aufzumachen. Es ist für uns alle am besten, glaube mir.“

Er schaute in sein Glas. Meine Worte hatten ihn leicht verunsichert.

Er holte Atem, und es hörte sich an, als würde er wieder Whisky schlürfen.

Es war ihm anzusehen, dass er nachdachte, und deshalb ließen wir ihm auch Zeit. Schließlich holte er aus einer Blechdose eine dünne Zigarette, ließ sich von mir Feuer geben und schaute den ersten ausgepafften Rauchwolken nach.

„Er war da. Er kam in der Nacht. Und er war wie der Rauch hier. So schnell wieder weg.“

„Wer war das?“

„Kein Houngan, sondern ein Bokos.“

„Ein böser Zauberer also.“

„Ja.“

„War er bei euch? Hat er mit euch gesprochen?“

„Ich habe ihn gespürt. Ich habe ihn gesehen. Obwohl es sehr dunkel in dieser Nacht war. Der Bokos ist gefährlich. Er kennt den Dunklen Zauber der alten Gottheit.“

„Wen meinst du damit?“

„Den Baron Samedi.“

Ich nickte, denn ich wusste Bescheid. Er war wohl der finsterste Voodoo-Gott, den man anrufen konnte. Und er sorgte dank seiner Kraft dafür, dass die Menschen, die gestorben waren, wieder ins Leben zurückkehrten.

„Was hast du noch gesehen?“

„Nur ihn.“

„Aber du kennst seinen Namen nicht - oder?“

„Nein. Außerdem war er kein Farbiger. Er hat einfach nicht zu uns gehört.“

„War er weiß?“, fragte ich.

„So wie du.“

Ich sagte nichts. Neben mir räusperte sich Suko. Moses King saß mir gegenüber. Er schaute ziemlich betreten aus der Wäsche. Wir waren allesamt überrascht. Ich versenkte meinen Blick in Samuels Augen, weil ich irgendwie herausfinden wollte, ob er mich nun angelogen hatte oder nicht. Er hatte den unheimlichen Besucher in der Dunkelheit gesehen, und in der Nacht sind bekanntlich alle Katzen grau. Da konnte man leicht einem Irrtum zum Opfer fallen.

„Ich habe noch Durst.“

Moses schnippte mit den Fingern. Als der Wirt aufblickte, bestellte er für Samuel das Gleiche.

Als das Glas vor ihm stand, grinste er wieder. Diesmal schaffte er es nicht, das Glas mit einem Schluck zu leeren, denn ich hielt ihn davon ab.

„Moment mal, mein Freund. Bevor du dich hier betrinkst, musst du uns noch ein paar Antworten geben.“

„Einen Schluck?“

„Gut.“

Er trank tatsächlich nur einen Schluck, hielt das Glas aber mit beiden Händen fest, als er es wieder zurück auf den Tisch gestellt hatte.

„Du hast ihn also gesehen“, fing ich wieder an.

„Ja.“

„Du kennst ihn nicht?“

„Nein, aber ich habe mich vor ihm gefürchtet. Er ist unheimlich. Er ist gefährlich. In ihm wohnt die Kraft des Bösen.“

„Dann beschreibe ihn!“, forderte Suko.

Samuel grinste wieder. „Bruder, das ist nicht einfach.“ Sein Whiskyatem wehte über den Tisch. Dass er angeschlagen war, davon merkten wir nichts. „Sein Gesicht konnte ich nicht erkennen.“

„Aber seine Gestalt.“

„Sie schon.“

„Und wie sah sie aus?“

„Groß!“, flüsterte er. „Größer als ich. Sein Gesicht sah ich nicht, aber etwas anderes.“ Er hob den Kopf und verdrehte die Augen, als könnte er die weiteren Worte von der Decke ablesen. „Auf dem Kopf saß sein Hut, ja, ein großer Hut.“ Er ließ das Glas los und zeichnete mit beiden Händen nach, was er meinte. „Es war ein schöner Hut, schöner als meiner. Daran habe ich ihn erkannt.“

„Wieso erkannt?“

„Man erkennt Menschen, wie sie sich bewegen und wie sie sich

kleiden. Er war ein Monsieur, verstehen Sie? Jemand, der das Sagen hat. Der nicht so leicht zu stoppen ist. Der über andere herrschen kann. Ja, ein gewaltiger und mächtiger Mann.“

„Wie verhält es sich mit seinem Gesicht?“, fragte ich ihn. „Kannst du das beschreiben?“

„Nein. Ich habe es nie gesehen.“

„Ist er dir bekannt vorgekommen?“

Samuel schüttelte den Kopf. „Nein, ich kannte ihn nicht, ich konnte nur ahnen, wer er ist. Und ich habe vor ihm Furcht bekommen, obwohl er mir nicht direkt ins Gesicht schaute.“

„Hast du gesehen, wie er die Toten gestohlen hat?“

„Nein.“

„Und kam er noch mal wieder?“

Da schüttelte Samuel den Kopf. „Ich habe ihn nicht gesehen, aber er muss Joe zurückgebracht haben. Wir fanden ihn plötzlich in den frühen Morgenstunden, und er ist nicht tot gewesen. Man hat ihn wieder zurück ins Leben geholt. Das kann nur ein ganz Großer leisten.“ Die Glitzeraugen wurden kugelrund. „Die Hölle hat ihn geschickt. Sie hat ihre Tore geöffnet. Sie hat den weißen Zauberer freigelassen.“

Er hatte zwar viel erzählt, aber wenig gesagt. Zumindest wussten wir, dass es sich um einen Weißen handelte, was uns aber auch nicht weiterbrachte.

Suko beugte sich Samuel entgegen. „Du hast das gerade etwas besonders betont. Dieses ‚weiße‘. Hast du damit die Hautfarbe gemeint?“

„Nicht nur.“

„Interessant. Was sonst noch?“

„Die Jacke. Die Hose. Beides war sehr hell, fast schon weiß. Ich konnte es sehen.“

„Und der Hut auch?“

„Nein, er war dunkel. Er fiel auch wie ein Schatten in sein Gesicht hinein.“

Suko lehnte sich zurück. Sein Blick traf mich. „Was meinst du dazu?“

Ich musste lachen, trotz der ernsten Lage. „Dass wir nach einem ganz in Weiß gekleideten Voodoo-Zauberer Ausschau halten müssen. Frisch aus der Karibik importiert.“

Moses meldete sich. „Samuel hat bestimmt die Wahrheit gesagt. So etwas denkt man sich schließlich nicht aus.“

„Das hoffen wir“, sagte ich.

Der Blick des Sozialarbeiters glitt in unbestimmte Fernen.

„Auch die Sache mit dem Weißen.“ Er hatte seine Antwort so ungewöhnlich betont, dass wir aufmerksam wurden.

Suko stellte die Frage, die ich auch, hätte aussprechen können.

„Wieso? Kennen Sie ihn? Es hat sich ganz so angehört.“

King runzelte die Stirn. Er schüttelte zugleich den Kopf.

„Kennens ist zu viel gesagt“, murmelte er. „Nein, ich habe ihn nie zuvor gesehen. Er ist mir auch heute erst beschrieben worden. Trotzdem werde ich das Gefühl nicht los, ihn schon mal gesehen zu haben.“ Er bewegte unruhig seine Hände. „Ich weiß nicht, wie ich das genau ausdrücken soll, aber so unbekannt ist er mir nicht.“

„Dann sollten Sie nachdenken.“

„Ja, Suko, das versuche ich die ganze Zeit über. Nachdenken, mich erinnern. Nur stürmen in meinem Job so viele Eindrücke auf mich ein, dass alles zu einem bunten Wirrwarr im Kopf wird. Das läuft ab wie ein zu schnell gedrehter Film.“

„Stoppen Sie ihn.“

Moses King nagte an der Unterlippe. Keiner von uns sagte ein Wort. Wir wollten ihn in Ruhe nachdenken lassen. Er schaute keinen von uns an. Er rieb seine Hände, dann legte er sie zusammen und schloss die Augen bis auf einen kleinen Spalt.

„Da war etwas“, flüsterte er dann. „Ich weiß es genau. Ich... ich... habe es auch gleich. Und zwar habe ich es gelesen und gesehen.“

„In einer Zeitung?“, fragte ich.

Sein Kopf ruckte hoch. Die Augen erhielten einen klaren Blick, als wollte er mich damit durchbohren. „Sie sagen es, Mr. Sinclair. Es ist in der Zeitung gewesen. Genau dort habe ich ihn gesehen. Ein Bild.“ Er führte die rechte Hand von oben nach unten. „Auf einer Zeitungsseite. Eine Werbung.“

„Sehr gut!“, lobte ich ihn. „Werbung für wen oder für was?“

Er schluckte und schnickte mit den Fingern. „Das war“, murmelte er, „das war... irgendetwas mit einer Ausstellung, die hier in London zu sehen ist.“

„Und wo bitte? In einem Museum oder in einer Kunsthalle?“

„Ich weiß nicht“, erklärte er zerknirscht. „Aber ich bekomme es noch raus, verlassen Sie sich darauf. Ich werde weiterhin nachdenken.“ Er tat es, er senkte den Kopf, konzentrierte sich wieder, und wir ließen ihn in Ruhe.

Ich merkte genau, wie in mir die Spannung wuchs. Es ging jetzt ums Ganze. Wir standen dicht vor dem Ziel, nur noch einen Schritt, und wir waren da.

Moses King wippte mit dem rechten Fuß. Er flüsterte sich dabei ständig selbst etwas zu, und wir als Zuschauer bekamen mit, dass ihm ebenfalls eine Gänsehaut über das Gesicht lief.

„Das darf nicht wahr sein“, flüsterte er dann und blickte auf.

„Was bitte?“

Seine Mundwinkel zuckten. „Ich hab's. Es ist... es ist der Mann mit

dem Hut, der Fotograf. Er hat hier in London eine Ausstellung. Er zeigt seine Bilder. Es soll eine Sensation sein, wie ich gehört habe.“

„Sind die Aufnahmen so toll?“

„Das scheint so zu sein. O Gott.“ Er schlug auf den Tisch. „Er zeigt nur Bilder von Toten.“ Seine Stimme steigerte sich in der Lautstärke. „Begreifen Sie das? Er stellt nur Fotos von Toten aus. Das ist Wahnsinn“, flüsterte er.

„Das ist Wahnsinn?“

„Leichenwelten.“

„Wie bitte?“

Er war plötzlich ganz hektisch. „Ja, jetzt fällt es mir wieder ein. Die Ausstellung heißt ‚Leichenwelten‘.“

Nach dieser Antwort schwiegen wir. Bis auf Samuel. Der hatte sich endlich dazu entschlossen, das Glas an die Lippen zu führen. Er trank mit kleinen Schlücken, schlürfte dabei und verdrehte genießerisch die Augen. Dann stieß er auf, erhob sich, schaute auf sein leeres Glas und fragte: „Brauchen Sie mich noch?“

Wir ließen ihn gehen.

Er schlurfte und schwankte davon, aber er fand die Tür und lief nicht gegen einen Pfosten.

Suko nickte mir zu. „Die Sache muss doch glatt zu bügeln sein“, sagte er, „das sind wichtige Tipps.“

„Und ob.“ Ich hielt mein Handy bereits in der Hand und wählte die Nummer unseres Büros, wo Glenda sicherlich abnehmen würde. In der letzten Zeit verzichtete sie oft auf die Mittagspause in der Kantine. Sie wollte für den Frühling abnehmen.

Sie war da.

„Ich bin es nur, keine Panik.“

„Aha. Und wo liegt das Problem?“

„Warum soll ich ein Problem haben?“

„Das hast du immer, wenn du anrufst.“

„Sei nicht so biestig, aber in diesem Fall stimmt es wirklich. Es geht um eine Ausstellung, die für uns von großer Wichtigkeit sein kann.“

„Ich höre, John.“

„Leichenwelten“, sagte ich.

Glenda räusperte sich. „Bitte, kannst du das wiederholen?“

„Leichenwelten. So heißt die Ausstellung.“

„Da werden also Leichen ausgestellt. John, ich bitte dich...“

„Nein“, unterbrach ich sie, „so ist das nicht. Dort werden keine Leichen ausgestellt, sondern nur Fotos, auf denen wahrscheinlich Leichen zu sehen sind. Ich selbst bin nicht in der Ausstellung gewesen, denke allerdings daran, sie mir anzuschauen.“

„Gehört habe ich davon nichts.“

„Aber du könntest trotzdem herausfinden, wo sie stattfindet. Wir warten.“

„Ich erreiche dich über Handy?“

„Ja.“

Moses King stöhnte leise auf. „Hoffentlich habe ich Sie beide nicht auf eine falsche Spur gebracht. Ich musste mich ja auch auf die Aussagen des alten Mannes verlassen. Aber als er diesen Mann beschrieb, der ganz in Weiß gekleidet war, da erinnerte ich mich tatsächlich an das Foto des Künstlers, das ich in der Zeitung und auch in der Reklame für die Ausstellung gesehen habe. Mehr kann ich leider nicht dazu sagen. Ich hoffe, dass es tatsächlich eine Spur ist.“

„Er stellt Fotografien mit Toten aus“, meinte Suko. „Wir hatten es jedoch mit einem Zombie zu tun.“

„Was heißt das? Er kann sich ja in beiden Extremen versuchen. Tot - untot. Manchmal ist die Entfernung dazwischen nicht unbedingt sehr groß.“

Wir kamen nicht weiter und mussten abwarten, bis Glenda Perkins anrief. Auf unsere Assistentin konnten wir uns verlassen.

Wenn es sein musste, war sie verdammt fix.

Und tatsächlich meldete sich bei mir das Handy.

„Hi, hast du was herausgefunden?“

„Ja...“, hörte ich sie gedehnt sagen. „Wenn du mich nicht hättest. Du hast ins Schwarze getroffen. Es gibt diese Ausstellung tatsächlich. Du kannst sie in der Kunsthalle besichtigen. Und der große Künstler selbst ist auch anwesend. Er heißt Aristide Goya.“ Sie lachte. „Das ist ein Name, wie? Anders als...“

„Ja, ja, ich weiß schon, was du sagen willst. Wenn dich der Name so anmacht, hast du wenigstens mehr über diesen Fotografen herausgefunden?“

„Nein. Was hätte ich denn herausfinden sollen?“

„Wie er aussieht, zum Beispiel. Wie er sich kleidet.“

„Bei dir hängt wohl der Hammer schräg. Komm mir nicht mit so etwas. Du weißt jedenfalls Bescheid.“

„Dafür bin ich dir auch dankbar. Bis später dann.“

Bevor sich Glenda noch genauer nach dem Fall erkundigen konnte, hatte ich die Verbindung unterbrochen.

Suko hatte bereits die Rechnung beglichen. Er kehrte von der Theke zurück. „Auf zu den Leichenwelten?“

„Du sagst es, Alter...“

Jane Collins war völlig perplex. Sie schaute auf den Mann, der ihr gegenüber saß und seinen Hut jetzt in der Hand hielt. So konnte sie seinen gesamten Kopf erkennen, der vom Kinn her bis zur Hälfte der

Stirn normal aussah, weiter oben aber nicht, denn da wirkte er wie ein abstraktes Gebilde, weil statt des normalen Kopfes nur das Gehirn zu sehen war.

Jane sagte nichts. Sie konnte in diesen Augenblicken nur starren und den Atem anhalten. Das Bild war einfach zu schlimm. Grauenhaft, schrecklich, so real und trotzdem auch unreal, fast schon lächerlich.

Aber Jane wusste auch, dass dieser Mensch keine Comic-Figur war. Er lebte trotz seines Aussehens, obwohl er keine Haare besaß und damit auch nicht das obere Drittel seines Kopfes.

Er verzog die weichen Lippen und zeigte der Detektivin ein Lächeln. So wie er aussah, kostete er seine Lage weidlich aus.

Er weidete sich an ihrem Aussehen, ihrem Entsetzen, das auch eine Frau wie Jane nicht unter Kontrolle halten konnte.

Sie war plötzlich bewegungslos geworden. Mit dieser Überraschung hatte sie nicht gerechnet, und erst ganz allmählich lösten sich die Gedanken aus der Starre, sodass sie wieder in der Lage war, über einige Dinge nachzudenken.

So ganz fremd kam ihr dieser Anblick nicht vor. Die Detektivin erinnerte sich daran, dass sie zusammen mit Lady Sarah Goldwyn, der Horror-Oma, den Film „Hannibal“ gesehen hatte. Da hatte sie einen FBI-Agenten erlebt, der in die Gewalt des Killers und Kannibalen geraten war, und der hatte ähnlich ausgesehen, denn auch ihm hatte ein Teil des Kopfes gefehlt.

Nur hatte dieser Mann im Film völlig zusammenhanglos gesprochen. Das würde bei Aristide Goya sicherlich nicht der Fall sein. Trotz seines Aussehens war er voll einsatzbereit und Herr der Lage.

Sie wusste jetzt wie er wirklich aussah, und Jane fragte sich, ob das ein Vorteil für sie war. Eher nicht, denn Goya zeigte sich in seiner wahren Gestalt sicherlich nur Menschen, von denen er wusste, dass sie ihm nicht gefährlich werden konnten.

Das würde auch für sie, Jane Collins, gelten. An die nahe Zukunft wollte sie in diesem Zusammenhang erst gar nicht denken.

Das Gehirn war nicht grau. Auch nicht direkt rosa. Seine Farbe lag irgendwo dazwischen. Es drehte und wand sich. Die Windungen lagen aufeinander, sie zuckten hin und wieder, und von ihnen ging ein feuchter Glanz aus. Der gesamte Kopf machte auf Jane einen übergroßen Eindruck.

Es war ihr klar, dass sie etwas unternehmen musste. Sie war auch nicht die Frau, die sich so einfach fertig machen ließ, auch wenn dieser Anblick hier einer der Höhepunkte in ihrem Leben war und sie brutal überrascht hatte.

Seit der Entdeckung hatte sie kein Wort gesprochen. Auch Goya hatte sich zurückgehalten und einfach nur gelächelt. Der Hut lag locker auf

seinen Knien, die Augen bewegten sich, und Jane sah darin ein leichtes Schimmern.

Wie lange Jane den Atem angehalten hatte, konnte sie nicht zeitlich bestimmen. Irgendwann war es vorbei. Da stieß sie die Luft mit einem zischenden Geräusch aus und atmete eine Sekunde später tief durch.

„Geht es Ihnen jetzt besser, Jane?“, fragte Goya.

Er besaß noch immer die gleiche Stimme. Er benutzte völlig normale Wörter. Er war wie immer, und das überraschte Jane irgendwie. Möglicherweise war sie zu stark durch den Film beeinflusst worden und darauf eingestellt gewesen, einen Menschen zu hören, der beim Sprechen alles durcheinander warf. Er redete jedoch normal. Er behielt sogar seinen gewissen Charme, der mit seinem Äußen allerdings nicht zu vereinbaren war. Und er wartete auf eine Antwort.

„Es ist mir nicht schlecht gegangen“, sagte Jane.

„Ach - tatsächlich nicht? Auch nicht bei meinem Anblick? Das überrascht mich. Da gehören sie zu den ganz wenigen Menschen, denen das nichts ausmacht. Aber das glaube ich Ihnen nicht. Sie haben sich nur gut in der Gewalt. Das schafft auch nicht jeder. Das wiederum sagt mir, dass sie eine besondere Person sind. Es könnte sogar sein, dass Sie nicht ganz zufällig meine Ausstellung betreten haben, aber da bin ich mir nicht sicher. Da müssten Sie mir weiterhelfen.“

Jane schwieg. Sie war noch immer im negativen Sinne fasziniert.

Während seiner kurzen Rede hatte sie nicht gewusst, wohin sie schauen sollte. Auf den Kopf oder auf das Gesicht? Es war einfach zu viel für sie gewesen, und sie musste zunächst tief durchatmen.

Aristide Goya legte den Kopf schief. „Sorry, ich weiß, dass ich Sie durch meinen Anblick zu sehr ablenke. Sie wissen ja jetzt Bescheid. So werde ich Ihnen mein Bild ersparen.“

Er lächelte, wie ein Vater seine Tochter anlächelt, dann hob er seinen rechten Arm an und damit auch den Hut. Mit einer oft geübten Bewegung setzte er ihn auf und rückte ihn danach mit beiden Händen kurz zurecht, damit er so saß, wie er es sich vorgenommen hatte.

„Zufrieden, Jane?“

„Das ist Ihre Sache“, gab sie flüsternd zurück.

„Nicht nur, denke ich. Wir wollen uns schließlich beide wohl fühlen.“

Der Hut saß normal. Goya sah wieder normal aus. Der eigentliche Anblick war nur noch Erinnerung, die Jane Collins vorkam wie das schlechte Standbild aus einem Film.

Sie raffte sich wieder zu einer Frage auf. „Haben sich die Objekte, die Sie fotografierten, auch wohl gefühlt, wenn Sie sich schon so besorgt geben?“

„Welch große Worte, Jane. Können sich Tote denn wohlfühlen?“

„Das weiß ich nicht. Eigentlich nicht, da haben Sie Recht. Bei Ihnen

bin ich mir nicht sicher, ob die Menschen, die sie fotografiert haben, überhaupt tot waren.“

„Oh! Sie stellen mich als Lügner hin?“

Jane hob die Schultern. „Ich weiß nicht, ob es Lüge ist. Es kann Täuschung sein.“

„Gut, belassen wir es dabei. Sie meinen also, dass die Menschen noch gelebt haben, als ich sie zu den Objekten meiner Kunst machte. Sehe ich das so richtig?“

„Irgendwie schon.“

„Haben Sie sich die Bilder genau angeschaut?“

„Darauf können Sie sich verlassen.“

„Gut, Jane. Und glauben Sie tatsächlich, dass Menschen so schauspielern können, dass sie einfach aussehen wie Tote? Ist das wirklich Ihre Meinung?“

„Sie müssen ja nicht unbedingt leben.“

„Oh?“, sagte er wieder. „Ein neuer Aspekt. In welche Richtung haben Sie denn gedacht?“

„Es ist gar nicht mal schwierig“, sagte sie leise, „wenn man die Fakten beachtet. Es gibt Menschen, die sind wie Tote. Im Endeffekt sind sie es trotzdem nicht, denn ein Zauber hat sie in lebende Leichen verwandelt, in so genannte Zombies. Das ist es, worauf ich hinaus will. Sie haben keine echten Toten fotografiert, sondern Zombies und vermarkten sie hier in ihrer Schau Leichenwelten.“

Goya schwieg. Es war nicht zu erkennen, ob ihn Janes Folgerung stumm gemacht hatte oder er nur überlegte, aber er nickte ihr schließlich zu und meinte: „Sie sind nicht ohne, Jane. Ich würde sogar sagen, dass sie verdammt schlau sind. Sie haben Köpfchen, und Sie denken über Dinge nach, auf die ein normaler Besucher nicht gekommen wäre. Damit haben Sie sich demaskiert. Mein Instinkt hat mich nicht getrogen. Bereits ihr Interesse an dem einen bewussten Bild überstieg bereits das Maß dessen, was der normale Besucher meinen Arbeiten entgegenbringt. Deshalb gehe ich davon aus, dass Sie nur gekommen sind, um etwas herauszufinden, was Sie letztendlich auch erreicht haben.“

„Irrtum, Goya!“

„Klären Sie mich auf.“

„Es war tatsächlich nur Neugierde, die mich in Ihre Ausstellung trieb. Ich war von den Fotos wirklich angetan, das müssen Sie mir glauben. Ich war erschüttert und auch fasziniert. Es ist zudem reine Nervensache, sich die Aufnahmen anzuschauen. Davon mal abgesehen. Als ich das bewusste Bild sah, da war mir klar, dass ich die Frau kenne. Auch wenn sie sich verändert hat, ich habe sie gekannt.“

„Woher?“

„Hier aus London.“

„Stimmt. Sie lebte hier.“

„Und sie ist verschwunden. Sehr plötzlich sogar.“

Goya verengte die Augen. Mit einer Hand knetete er sein Kinn. Sein Blick nahm einen lauernden Ausdruck an. „Ich kann mir nicht helfen, aber wer in aller Welt kümmert sich schon in einer großen Stadt wie London um eine verschwundene Frau? Niemand. Es sei denn“, fuhr er mit schärferer Stimme fort, „dieser Niemand hat einen bestimmten Grund, es zu tun. Das ist natürlich etwas anderes.“ Gedankenverloren kratzte er mit dem Fingernagel unter seinem Kinn entlang. „Inzwischen kann ich mir vorstellen, dass Sie einen Grund haben, Jane.“

„Nicht mehr.“

„Gehabt haben.“

„Das schon eher.“

Aristide Goya drückte seinen Körper zurück und lachte auf.

„Es wird immer interessanter, Jane. Sie machen mich neugierig. Sie haben also einen Grund gehabt.“

„So ist es.“

„Schön.“ Er lächelte Jane an. „Darf ich ihn unter Umständen erfahren?“

Jane gab die Antwort nicht sofort. Sie überlegte, ob sie dem Mann wirklich die Wahrheit sagen sollte. Es hatte keinen Sinn, wenn sie versuchte, sich aus der Affäre zu ziehen. Er hatte sich ihr offenbart, und er würde sehr genau merken, wenn etwas nicht stimmte. Deshalb brauchte sie nicht zu lügen, hob die Schultern und nickte danach.

„Sie dürfen.“

„Wie schön.“

„Lassen Sie Ihren Spott. Die Sachlage ist zu ernst. Rhonda Sanders' Mann hat mich beauftragt, seine Frau zu suchen“, erklärte Jane Collins, „so einfach ist das.“

„Tatsächlich?“

„Ja. Ich bin engagiert worden, um die Frau zu finden. Leider habe ich es nicht geschafft. Mittlerweile kenne ich den Grund. Sie ist aus London verschwunden und hielt sich in der Karibik auf, wo Sie diese Person dann eingefangen haben...“

„Ach, reden Sie nicht so. Eingefangen. Das ist lächerlich, Jane. Ich brauchte sie gar nicht einzufangen. Sie hatte die Nase voll von London, von der Umgebung hier und auch von ihrem Mann, bei dem sie wie eine Gefangene im goldenen Käfig gehalten wurde. Das war für ihn vielleicht eine tolle Ehe, nicht aber für sie. Nach außen hin waren beide perfekt, doch nicht wirklich. Sie führten kein Leben. Sie waren Marionetten, die an den Fäden der Gesellschaft hingen. Und das hat Rhonda gestunken. Deshalb nahm sie sich eine Auszeit. Sie traf auf

mich, da haben Sie schon Recht. Sie unterlag der Faszination der neuen Umgebung, das ist völlig normal, wenn man sich einen lang ersehnten Wunschtraum erfüllt.“

„Es lag doch wohl mehr an Ihrer Faszination oder Ihren Aktivitäten, Mr. Goya.“

„Kaum. Da kam alles zusammen.“ Er lächelte. „Im Nachhinein muss ich sagen, dass ich selten eine so frustrierte Frau kennen gelernt habe. Sie war wie wahnsinnig. Sie war wild und einfach nicht mehr zu halten. Das hat mir schon gefallen, wenn ich ehrlich bin.“

„Danach haben Sie Rhonda zum Zombie gemacht und fotografiert. Ist das so?“

„Perfekt, Jane. Wirklich gelungen.“

„Wie die anderen auch.“

„Nein, wo denken Sie hin? Nicht alle. Was glauben Sie denn, wer ich bin?“

„Das behalte ich lieber für mich.“

Goya musste lachen. „Das glaube ich Ihnen sogar. Sie sind ein sehr rücksichtsvoller Mensch. Und Sie sind interessant, Jane, sehr interessant sogar.“

„Meinen Sie?“

„Ja, denn ich liebe starke Frauen. Ich mag keine, die sich mir an den Hals werfen. Ich möchte einen gewissen Widerstand spüren, verstehen Sie? Wenn ich dann gesiegt habe, steigt in mir das gute Gefühl hoch. Nur so kann man das Leben genießen. Rhonda lebt oder existiert weiterhin in einem Versteck im Dschungel. Sie wird sogar von gewissen Menschen verehrt wie eine Heilige. Nach meiner Rückkehr werde ich mich um sie kümmern. Aber zunächst sind Sie an der Reihe, Jane. Der Zufall oder das Schicksal hat uns zusammengeführt, und diese Chance lasse ich mir nicht entgehen.“

Seine Stimme hatte sich zu einem Flüstern gesenkt und war zischender geworden. Die Augen leuchteten in einem dunklen Glanz, der Blick war eindringlich auf Jane gerichtet, als wollte er sie allein durch den Ausdruck seiner Augen unter seine Knute zwingen.

Es war durchaus möglich, dass er über die Gabe der Hypnose verfügte, aber Jane war auch ein Mensch, der seinen eigenen Willen hatte und sich gegen den Blick stemmte.

Sekundenlang saßen sich die beiden gegenüber und maßen ihre geistigen Kräfte. Einer würde zuerst einen Rückzieher machen, und das wollte Jane Collins auf keinen Fall sein.

Sie verlor nicht. Es war Aristide, der den Blick senkte und auf seine Schuhe schaute. Er holte tief Atem, danach blickte er sie wieder an. Diesmal jedoch normal.

Jane erlebte einen kleinen innerlichen Triumph, weil sie den ersten

Ansturm überstanden hatte. Zugleich baute sich bei ihr die Frage auf, ob sie es bei diesem Mann noch mit einem Menschen zu tun hatte. Sie konnte sich kaum vorstellen, dass jemand ohne diese Kopfhälfte überhaupt lebte, obwohl ihr schon das Gegenteil gezeigt worden war. Zudem war er mit seinem Aussehen gereist, auch das begriff sie nicht.

Seine Stimme lenkte sie von ihren Gedanken ab. „Ich gratuliere Ihnen, Jane.“

„Wozu?“

„Zu Ihrer...“, er wedelte mit den Händen und lächelte, „sagen wir Standfestigkeit. Sie sind sehr stark. Es gibt so gut wie kaum einen Menschen, der bisher meiner Kraft widerstanden hat. Wenn ich ehrlich sein soll, kenne ich keinen. Aber Sie haben das fertig gebracht. Alle Achtung. Sie sind eine starke Person, und ich habe den Eindruck, dass etwas in Ihnen steckt, dass Sie so stark macht.“

„Es ist der Wille.“

Seine Antwort wurde von einem Kopfschütteln begleitet.

„Nein, ich glaube Ihnen nicht. Jeder Mensch hat einen Willen, den ich sehr leicht brechen kann. Bei Ihnen ist das etwas anderes. Es kommt noch was hinzu.“

„Wie Sie meinen.“

Goya blieb beim Thema. „Gehen Sie nicht so locker darüber hinweg, Jane. Das ist schon was Besonderes. Da kenne ich mich aus. Leider weiß ich nicht, was es ist, aber ich werde es noch herausfinden, darauf können Sie sich verlassen.“

Jane Collins ahnte, was der Künstler gespürt hatte. Sicherlich ihre letzten Hexenkräfte, die sie, ohne es genau zu wollen oder zu steuern, mobilisiert hatte. In diesem Fall waren sie ihr eine große Hilfe gewesen.

Aber sie wollte zu einem anderen Thema kommen. Dieser Mann war sicherlich nicht nur nach London gekommen, um hier die Bilder in einer Ausstellung zu zeigen. Sie vermutete, dass mehr hinter seinem Besuch steckte.

Goya hatte bemerkt, dass sie überlegte. Er fragte mit leiser Stimme: „Worüber denken Sie nach?“

„Über Sie!“

„Danke, das ist mir klar. Aber es ist nicht alles. Wenn Sie trotzdem dabei bleiben, lügen Sie.“

„Das will ich gar nicht. Ich bin ein Mensch, der an der Wahrheit interessiert ist. Deshalb würde es mich interessieren, weshalb Sie hier nach London gekommen sind. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es Ihnen nur um die Ausstellung gegangen ist. Das glaube ich einfach nicht. Ihre Pläne sind sicherlich weitreichender.“

„Ausgezeichnet.“

„Ich dachte es mir.“

„Und Sie möchten wissen, was ich vorhabe?“

„Ja.“ Jane sah nicht ein, dass sie sich versteckte. Sie war tatsächlich stark an der Wahrheit interessiert. Goya machte ihr den Eindruck, dass er sie tatsächlich herauslassen würde.

Schließlich war er auch nur ein Mensch, der sich mit bestimmten Erfolgen brüstete.

Aristide schob die Unterlippe vor. Er entspannte sich wieder und nahm eine lockere Sitzhaltung ein. „Es gibt gewisse Dinge, die soll man weltweit ansetzen. International, würde ich sagen. Ich habe in der Karibik meine Spuren hinterlassen. Jetzt bin ich dabei, mir hier in London etwas aufzubauen. Das fängt mit der Ausstellung an. Ich ziehe damit noch durch andere Städte Europas, aber in jeder hinterlasse ich meine Spuren, und nicht nur die Erinnerung an meine Bilder. Auch noch andere, wenn Sie verstehen.“

„Sie sprechen von Zombies, nicht wahr?“

Goya nickte und lächelte zugleich.

Jane schluckte. Sie hatte dieses Geständnis irgendwie erwartet, dennoch ging es ihr an die Nerven. Sie spürte den leichten Schweißfilm auf ihrer Haut, und automatisch baute sich in ihrem Kopf eine nächste Frage auf, die sie erst nach einer kleinen Weile stellte, weil sie Furcht vor der Antwort hatte.

Goya wartete gelassen ab und lächelte noch breiter, als er Janes Frage hörte. „Sie haben hier in der Stadt bereits Ihre Spuren hinterlassen?“

„Selbstverständlich.“

Jane schluckte. „Okay. Dann... dann... gibt es hier bereits den einen oder anderen Zombie?“

„Sie sagen es.“

Jane holte tief Luft. „Okay, ich habe verstanden. Und wo gibt es ihn?“

Aristide Goya lachte und schlug dabei auf seine Schenkel.

„Ich hatte Zeit genug, Jane. Und ich habe diese Zeit reichlich genutzt. Es gibt meine Freunde in London. Unter anderem habe ich mir jemanden aus einem Asylbewerberheim geholt. Ich habe den Mann praktisch gestohlen, ihn dann verändert und wieder zurückgeschickt. Ich denke mir, dass er bei seinen eigenen Leuten schon für große Panik und Grauen gesorgt hat. Davon können Sie einfach ausgehen. Ich bin wie ein Stern, der seine Strahlen überall hinschickt.“

Jane fröstelte, als sie diese Worte hörte. Und sie wusste sehr gut, dass der Mann sie nicht angelogen hatte. Er war jemand, der genau wusste, was er tat und welchen Weg er zu gehen hatte. Sie brauchte nur in sein Gesicht zu sehen, um die Wahrheit dort zu erkennen.

„Es ist ein Anfang, Jane.“

„Und wie sieht das Ende aus?“

Aristide kicherte. „Das kann ich Ihnen nicht sagen. Aber denken Sie

daran, dass ich meine Spuren in allen Städten hinterlasse, die ich besuchen werde. London, Paris, Rom, Berlin - plötzlich tauchen dort die lebenden Toten auf. Niemand kann sich vorstellen, woher sie gekommen sind. Dieser Gedanke besitzt schon etwas Faszinierendes, oder nicht?“

„Wenn man es so sieht wie Sie, bestimmt.“

„Genau, Jane.“ Er deutete mit seinem rechten Zeigefinger auf sie. „Und Sie werden ebenfalls dazu gehören. Es wird mir eine besondere Freude bereiten, Sie in einen Zombie zu verwandeln. Darauf können Sie sich verlassen.“

Jane war nicht überrascht, das zu hören. Deshalb zeigte sie auch kaum eine Reaktion.

„Perfekt, nicht wahr?“

„Für Sie schon. Aber um diesen Plan durchzuführen, dazu gehören zwei Personen.“

„Klar. Sie und ich.“

„Es könnte doch sein, dass ich etwas dagegen habe, Mr. Goya.“

Der Künstler sah Jane fast mitleidig an. „Ihr Widerstand in allen Ehren, Jane, aber glauben Sie wirklich, dass Sie gegen mich ankommen? Ich nicht.“

„Das werde ich herausfinden.“

„Bitte.“

Jane ließ sich auch von seiner Überheblichkeit nicht verunsichern.

Sie war eine Frau, die schon einige Höllen durch- und überlebt hatte. Deshalb ließ sie sich auch diesmal nicht ins Bockshorn jagen. Egal, wohin sie ging, die Waffe trug sie immer bei sich, und mit einer schnellen und gekonnten Bewegung zog Jane die Beretta und legte auf Aristide Goya an.

„Ich denke, jetzt habe ich das Zepter übernommen...“

Goya blieb sehr ruhig. Ungefähr so still wie Jane, nachdem sie sein Geheimnis entdeckt hatte. Von seinem Platz aus schaute er beinahe verständnislos auf die Beretta, wobei er maliziös lächelte, als wollte er damit andeuten, dass alles keinen Sinn hatte und die Pistole für ihn gar nicht vorhanden war.

„Ich denke nicht, dass Sie Ihre Europa-Pläne in die Tat umsetzen werden, Mr. Goya.“

„Sie wollen mich daran hindern?“

„Ja.“

„Mit der Waffe?“

„Wie Sie sehen!“

„Denken Sie denn, dass Sie mir Angst einjagt?“

„Nein, das nicht unbedingt. Ich glaube allerdings, dass Sie vor ihr

schon Respekt haben. Oder bezeichnen Sie sich selbst als kugelfest, Mr. Goya?“

„Es gibt auch Menschen, die das sind.“

„Wie auch immer.“ Jane erhob sich mit einer schnellen Bewegung.
„Zunächst bin ich an der Reihe.“

„Soll ich jetzt die Arme heben?“, fragte er spöttisch.

„Nicht nötig. Sie werden sich nur ruhig verhalten.“

„Da brauchen Sie keine Sorge zu haben, Jane. Ich werde mich ganz nach Ihren Wünschen richten.“

„Das hoffe ich doch sehr.“

Die Detektivin wusste genau, wie sie sich in derartigen Situationen zu verhalten hatte. Sie bewegte sich auf die Tür zu und behielt Goya unter Kontrolle. Auch als sie ging, wies die Mündung der Beretta noch immer auf ihn.

Goya schaute gelassen zu. Manchmal bewegten sich seine Wangen. Dann sah es aus, als wäre er dabei, auf einem Kaugummi zu kauen. Sein Blick war als leicht spöttisch zu bezeichnen, und Jane fragte sich, wo der Mann diese Abgebrühtheit hernahm. War es möglich, dass er noch einen Trumpf in der Hinterhand hielt? Bei Menschen wie Goya musste man mit allem rechnen. Er war auch tödlich, wenn er lächelte.

Jane hatte die Tür erreicht und erinnerte sich daran, dass sie nach dem Eintreten nicht abgeschlossen worden war. Auch jetzt musste sie noch offen sein.

Sie war offen. Das stellte die Detektivin fest, als sie die Klinke nach unten drückte. Sie zog die Tür nicht auf, sondern schaute zuerst noch auf den Künstler.

Goya saß locker auf seinem Stuhl. Er hatte die Sitzhaltung so gut wie nicht verändert und nur seinen Kopf leicht gedreht, um Jane besser sehen zu können.

„Was werden Sie jetzt tun?“

„Jemanden informieren.“

„Die Polizei?“

„Ja, da haben Sie schon richtig getippt.“

Wieder zeigte er sein spöttisches Lächeln. „Und Sie glauben, dass die Polizei Ihnen helfen wird? Sie glauben tatsächlich, dass die Polizei Ihnen die Geschichte von den lebenden Leichen abnimmt? Nein, da machen Sie sich mal keine Hoffnungen. Sie werden sich einfach nur zur Lachnummer machen. Wer glaubt schon an Voodoo und an Zombies?“

„Nicht nur ich.“ .

„Schön, ja, aber...“

„Sie werden es erleben, Mr. Goya.“ Jane wollte sich nicht länger aufhalten lassen. Jedes Gerede kostete sie nur Zeit.

Wahrscheinlich setzte Goya auf diese Karte.

Mit einer normalen Bewegung zog sie die Tür auf. Sie wollte in den Gang und von dort aus per Handy John Sinclair alarmieren, aber der Wunsch wurde brutal gestoppt.

Sie schaffte es noch, die Tür aufzustoßen, dann war es vorbei mit der Herrlichkeit. Plötzlich waren die beiden Gestalten da.

So schnell, als hätten sie auf Jane gelauert.

Bevor die Detektivin ihre Waffe herumschwenken konnte, erhielt sie einen Schlag gegen den Hals und einen zweiten gegen die Brust. Sie hob einfach vom Boden ab und wurde wieder zurück in den Raum katapultiert. Die Waffe hielt sie wie einen Rettungsanker fest.

Bevor sie auf den Rücken schlug und dabei noch einen Stuhl zur Seite räumte, hörte sie das hässliche und triumphierend klingende Lachen von Aristide Goya...

Leichenwelten! Auf einen derartigen Namen musste man erst mal kommen.

Aber er stimmte sicherlich, wenn das zutraf, was uns Glenda Perkins übermittelt hatte. Dass in der Kunsthalle zahlreiche Bilder von Toten ausgestellt waren, die ein Fotograf mit dem Hang zum Morbiden geknipst hatte. In einer Zeit wie der heutigen musste man die Menschen schon mit besonderen Dingen anlocken, und Leichen schauten sich die Leute wohl recht gern an, denn vor der Kasse hatte sich eine kleine Schlange gebildet.

Freiwillig wäre ich nicht in die Ausstellung gegangen, aber die Spur war eindeutig, und so mussten Suko und ich in den sauren Apfel beißen. Mein Freund hatte die Rechnung in der Kneipe übernommen, so wollte ich die Eintrittskarten bezahlen.

Moses King hatte uns eigentlich begleiten wollen. Uns war es gelungen, ihn davon zu überzeugen, dass er besser bei seinen Schützlingen blieb und alles andere uns überließ.

Vor mir stand eine ältere Frau, die schrecklich nach Parfüm roch. Sie erwarb eine Eintrittskarte, dann war ich an der Reihe.

„Zwei Mal“, sagte ich.

Die Frau mit dem dunklen Damenbart nickte. Mit einer routinierten Bewegung riss sie zwei Karten ab, nannte die Summe, die ich zahlte, und dachte wohl, dass ich mich seitlich entfernen würde, aber genau das tat ich nicht.

„Ich möchte Sie noch etwas fragen.“

„Was denn?“

„Es geht um den Künstler. Könnte ich ihn wohl persönlich sprechen?“

Sie schaute mich scharf an. „Sind Sie von der Presse?“

„Nein, das bin ich nicht.“

„Dann ist es fast unmöglich. Sie müssten sich schon einen Termin

geben lassen, kann auch sein, dass Sie Glück haben und Mr. Goya seine Ausstellung selbst durchwandert. Manchmal tut er das, um die Leute zu beobachten oder hier und da ein Bild wieder gerade zu hängen. Aber versprechen kann ich Ihnen da nichts.“

„Man kann es ja mal versuchen.“

„Sicher, Mister. Vielleicht haben Sie auch Glück. Aber Sie sind nicht der Einzige, der ihn sprechen will.“

„Danke, Madam.“

„Nichts?“, sprach Suko mich an, der sich etwas abseits hingestellt hatte.

Ich hob die Schultern. „Da müssen wir schon Glück haben, wenn wir ihn sehen wollen.“

„Auf die inoffizielle Art.“

„Sicher.“

„Wie wär's denn, wenn wir es ganz offiziell machen? Ich weiß nicht, ob er sich Scotland Yard entziehen wird.“

„Da hast du allerdings Recht. Aber ich möchte keinen Aufstand machen und es zunächst normal versuchen.“

„Auch gut.“

Der Weg führte uns zuerst zu einer Kontrolleurin unserer Karten. Man schenkte uns ein professionelles Lächeln, dann durften wir die Bilder begutachten, die sich auf verschiedene Räume aufteilten.

Schon beim ersten Hinsehen wusste ich, dass diese Ausstellung nichts für mich war. Ich bin wirklich ein Freund der Fotografie, aber ich konnte darauf verzichten, mir Leichen in allen Variationen anzuschauen. Ich hatte oft genug live miterlebt, wie Menschen auf den Anblick von Toten reagieren, nein, das hier brauchte ich wirklich nicht. Wer schaute sich schon gern die Opfer von irgendwelchen Unfällen an, und auch mein Freund Suko sah alles andere als glücklich aus. Bei nicht wenigen Bildern schüttelte er den Kopf.

Ganz im Gegenteil zu den übrigen Besuchern, die sich völlig anders verhielten. Ihr Interesse war so groß, dass einige von ihnen die Aufnahmen durch eine Lupe betrachteten und sie so regelrecht sezierten.

Suko und ich durchwanderten die ersten drei Räume relativ schnell. Das heißt, wir blieben nie länger vor einem Foto stehen, um das Elend auf uns einwirken zu lassen.

Eigentlich hatten wir vor, das in allen Räumen so zu halten, aber im vierten Raum war es Suko, der plötzlich seine Schritte stoppte. Er interessierte sich nicht nur für ein Bild, sondern wies mit einer Armbewegung in die Runde.

„Schau dir das an, John.“

Ich hatte noch nie richtig hingesehen und fragte: „Na und?“

„Exotische Umgebung. Tote, die...“

„Voodoo?“

Er zuckte mit den Schultern. „Es könnte doch sein, dass auf diesen Fotos keine echten Leichen sind, denn du darfst nicht vergessen, weshalb wir tatsächlich gekommen sind. Einen Zombie haben wir bereits erledigen können, einen echten.“

Ich hatte begriffen. „Rechnest du damit, auf den Bildern hier Zombies zu sehen?“

„Wir sollten zumindest genau hinschauen.“

Ich musste zugeben, dass mich Sukos Worte misstrauisch gemacht hatten, und so schaute auch ich genauer hin.

Es war schwer, einen Zombie von einer echten Leiche zu unterscheiden, das fiel auch uns nicht leicht. Aber ich hoffte in diesem Fall, eine Antwort durch die Haltung dieser Körper zu bekommen, sodass wir recht sicher waren, es mit lebenden Leichen zu tun zu haben.

Jetzt bewegten wir uns noch langsamer als die übrigen Besucher.

Die meisten Fotos waren farbig. So wurde auch die exotische Umgebung besonders herausgestellt, und zu diesem Hintergrund passte ja die Voodoo-Magie.

Viel zu sehen war nicht. Das heißt, für uns nicht. Wir sahen die Toten, wie sie aufgebahrt wurden. Wir erlebten sie auch in verschiedenen Positionen. Mal standen sie, dann wieder lagen sie auf dem Boden. Sie waren um einen Kreis von Menschen aufgebahrt worden, und wir sahen auch Bilder, auf denen die Angst der Lebenden vor den Toten zu sehen war. Dabei stach uns ein Bild besonders ins Auge, denn dort floh eine Mutter mit ihren beiden Kindern vor einem scheußlich aussehenden Toten, der zudem noch stand. Man hatte ihn in eine Lücke zwischen zwei Bäumen gequetscht, sodass seine Schultern eingeklemmt waren.

„Was hältst du von dem?“, fragte Suko.

Ich sah genauer hin. Mich interessierte das Gesicht des Toten.

Es war starr, aber es war auch auf eine schreckliche Art und Weise verzerrt. Er wirkte auf mich wie ein gefährlicher Jäger, der einer Beute hinterher wollte.

„Und?“

Ich trat etwas zurück. „Das könnte einer sein.“

„Das *ist* einer, John“, flüsterte mein Freund. „Ich nehme jede Wette darauf an.“

„Was folgern wir daraus?“

„Ganz einfach. Dass wir auf der richtigen Spur sind. Aristide Goya ist unser Mann.“

Im Hals spürte ich ein leichtes Kratzen. Ich musste wieder an die Szene im Container denken. Wenn es zutraf, dann hatte dieser Fotograf bereits in zwei Ländern seine Spuren hinterlassen.

Noch sahen wir nur seine Werke, ihn selbst hatten wir nicht zu Gesicht bekommen. Er hatte sich noch nicht gezeigt, wie ich von der Frau an der Kasse erfahren hatte.

Wir ließen uns von nun an Zeit und betrachteten jedes Bild genau. Die meisten zeigten normale Tote, aber es gab auch welche unter ihnen, die uns misstrauisch machten. Nur konnten wir leider nicht nachprüfen, ob es tatsächlich Zombies waren.

Das ärgerte mich schon. Außerdem bezweifelte ich, dass uns jemand wie Goya die volle Wahrheit sagen würde.

Alle Aufnahmen waren in der Karibik und auch in Afrika aufgenommen worden. Dieser Fotograf war wirklich in der Welt herumgekommen, sicherlich auf den Spuren des Voodoo gewandert.

Die Durchgänge zwischen den einzelnen Räumen waren immer gleich groß. Auch beim vierten Ausstellungsraum in den fünften und letzten verhielt es sich so. Wir schoben uns durch die Tür und waren im ersten Moment überrascht.

Das lag zunächst am Licht, denn hier schossen Scheinwerfer in breiten Bahnen ihre Helligkeit gegen die Ausstellungsstücke.

Das musste so sein, denn die Bilder, die hier an den Wänden hingen, waren um einiges größer als die in den vorderen Räumen.

Man konnte sie als menschengroß bezeichnen, und wir sahen keine neuen Fotos, sondern welche, die wir schon in dem Raum davor gesehen hatten. Nur hatte hier jemand selektiert und nur die Bilder vergrößern lassen und ausgestellt, die ihm besonders gut gelungen waren.

Man konnte sagen, dass Aristide den Geschmack der Toten besaß. Zombie-Fotos reihten sich an den Wänden auf. All die Aufnahmen, bei denen auch Suko und ich skeptisch gewesen waren, bekamen wir hier noch mal vergrößert präsentiert.

Und jedes Bild wurde von einem eigenen Scheinwerfer zielgenau angestrahlt.

Ich sah Suko an, der mich.

„Ganz einfach, John. Das ist seine Spielstätte. Hier will er den Besuchern klarmachen, was ihm wichtig ist.“

„Zombies also.“

„Ja.“

Um die Bilder von unten bis oben betrachten zu können, musste der Besucher den Kopf schon in den Nacken legen. Sie waren nicht alle gleich groß. Einige endeten fast an der Decke.

Jedes Bild hatte einen knochenbleichen Rahmen.

Vergrößert hinterließen sie in der Tat einen gewaltigen Eindruck, dem auch wir uns nicht entziehen konnten. Erst jetzt sahen wir, was diese Fotos überbrachten. Es war tatsächlich die unheimliche und dumpfe

Atmosphäre einer bösen, vom Voodoo-Zauber gezeichneten Welt. Falls es sich bei den Menschen um Zombies handelte, so waren die Bilder ihrer toten Augen stets auf den Betrachter gerichtet. Sie sahen aus, als wollten sie jeden Augenblick aus dem Bild herausspringen und sich auf uns stürzen. In den übrigen Räumen hatten wir stets die Flüsterstimmen der anderen Besucher gehört. Hier sprach niemand. Die Menschen waren still geworden. Sie hielten die Lippen zusammengepresst und gaben sich voll und ganz dieser Atmosphäre und natürlich den Motiven der Bilder hin.

Wer diesen Raum durchschritten hatte, konnte die Ausstellung wieder verlassen. Der Durchgang befand sich an der Seite, und ich wollte sehen, wohin er führte.

Als ich den Kopf um die Ecke drehte, konnte ich nur in eine Richtung schauen. Der Gang führte nach rechts, und er würde in der Nähe des Eingangs enden. Wer dort herging, passierte noch die großen Fenster des Gebäudes an der Ostseite und konnte seinen Blick über den Platz schweifen lassen.

Suko war mir gefolgt und hatte sich ebenfalls kundig gemacht. „Ist das der Weg zu Goya?“

„Glaube ich nicht.“

„Wo müssen wir dann hin?“

Mit dem rechten Daumen deutete ich an meiner linken Schulter vorbei. „Da ist die Tür.“

Suko runzelte die Stirn. „Sieht mir verdammt abgeschlossen aus.“

„Mal sehen.“

Bevor wir es probieren konnten, standen wir beide plötzlich wie angewachsen auf der Schwelle.

Zugleich hatten wir die dumpfen, wenn auch entfernten Geräusche gehört.

Und die hätten wie Schüsse geklungen!

Zunächst taten wir gar nichts. Wir schauten uns an, lauschten, ließen zwei Besucher an uns vorbei, die uns kopfschüttelnd betrachteten, weil wir im Weg standen, lauschten weiter, und unser Wunsch erfüllte sich nicht. Es fielen keine weiteren Schüsse.

„Du hast sie auch gehört, nicht?“, fragte ich Suko.

„Klar.“

„Schüsse?“

Er nickte. „Wobei ich nicht herausgefunden habe, ob es zwei oder drei gewesen sind.“

„Also hinter der Tür und relativ weit entfernt.“ Ich umfasste die Klinke, doch die Tür ließ sich nicht öffnen. Sie war abgeschlossen.

„Da gibt es nur eins. Aufbrechen.“

Suko hatte es erfasst. Nur würden wir dabei Aufsehen erregen, aber

das war bereits geschehen. Einer der Aufpasser hatte uns beobachtet. Ihm war unser Verhalten nicht koscher. Mit hochrotem Kopf lief der Uniformierte auf uns zu. Er war ziemlich klein, und die Mütze auf seinem Kopf kam mir deshalb viel zu groß vor.

„Sie... Sie... was tun Sie hier?“ Er gab sich selbst die Antwort. „Der Rückweg weist in die andere Richtung.“

„Das wissen wir“, sagte ich. „Nur müssen wir durch die Tür, Mister.“

„Nein!“ Er plusterte sich auf. „Das ist ein rein privates Gelände, wenn Sie verstehen.“

„Haben Sie einen Schlüssel zu dieser Tür?“, fragte ich.

Er war so perplex, dass er die Frage bejahte.

„Dann schließen Sie auf.“

„Nein, das mache ich nicht.“

„Warum nicht?“

„Dazu bin ich nicht befugt. Überhaupt, was soll die Fragerei? Sie haben dort nichts zu suchen. Wie ich Ihnen schon sagte, dahinter liegt das private Terrain.“

Ich konnte ihn ja verstehen, aber auch wir hatten unseren Job zu tun und wollten uns nicht mehr länger aufhalten lassen. Ich holte meinen Ausweis hervor.

Der kleine Mann betrachtete ihn genau. Dann schluckte er und flüsterte fast andächtig: „Scotland Yard?“

„Genau. Und jetzt frage ich Sie noch mal, öffnen Sie uns die Tür? Wir können auch Gewalt anwenden.“

„Nein, nur kein Aufsehen.“

„Sehr gut.“

Der Mann fingerte nach dem Schlüssel und hörte dabei Sukos Frage. „Was befindet sich eigentlich dahinter?“

„Ach, nichts Besonderes. Ein Lager und noch einige Räume, in denen man sich aufhalten kann.“

„Gibt es auch einen Keller?“

Der Wächter zuckte leicht zusammen. „Ja, Mister, den gibt es tatsächlich.“

„Danke. Und jetzt schließen Sie bitte auf.“

Der gute Mann war so durcheinander, dass er seine Sicherheit verloren hatte. Seine Hand zitterte, als er die Schlüssel zum Schloss führte und beim ersten Mal noch daneben zielte. Dann schaffte er es doch und schloss auf.

„Soll ich hinter Ihnen wieder abschließen?“

„Nein, nein, lassen Sie bitte offen.“

„Ist gut.“

Wenn wir gedacht hatten, dass sich die Fensterfront weiter ausdehnte, so hatten wir uns getäuscht. Hinter der Tür war es recht dunkel.

Mauerwerk ersetzte das Glas.

Wir schoben den schnaufenden Wächter zurück und betraten das unbekannte Gelände.

Ich hatte dabei eine Ahnung, dass wir Aristide Goya mit jedem Schritt näher kamen...

Jane Collins war hart aufgeprallt. Aber sie hatte ihren Kopf eingezogen und so hielt sich der Schlag in Grenzen. Sie durfte auf keinen Fall bewusstlos werden oder die Übersicht verlieren, dann war sie verloren. Ohne die beiden Gestalten genau gesehen zu haben, ging sie davon aus, dass es sich bei ihnen um Zombies handelte. Einer wie Aristide Goya schaffte es leicht, sie zu beherrschen. Ihm würden die lebenden Leichen gehorchen und alles tun, was er befahl.

Jane bewegte sich sofort nach dem Aufprall zur Seite. Da kannte sie sich aus. Sie musste schnell sein, und es war ihr Vorteil, dass sie die Beretta festhielt.

Der nächste Schwung brachte sie in eine kniende Haltung. Sie hatte einen sehr breitbeinigen Stand gefunden und hielt die Beretta in den vorgestreckten Händen.

Es war hell genug, um die beiden Gestalten zu erkennen, die sich noch in Höhe der Tür aufhielten. Der Fotograf hatte sie in dunkle Kleidung gesteckt, sodass sie auf Jane wirkten wie zwei finstere Gespenster. Nur ihre Gesichter sahen bleich aus, fast wie mit Kreidesstaub bepudert.

Beim zweiten Blick stellte sie fest, dass es sich tatsächlich um zwei echte Zombies handelte. Sie bewegten sich schwankend, aber sie fielen nicht und drückten sich gegenseitig in das Zimmer hinein.

Wie der große King saß Aristide Goya im Sessel. Er lächelte, es schien ihm einen wahnsinnigen Spaß zu machen, zuschauen zu können, wie Jane versuchte, sich gegen die lebenden Leichen zu wehren.

Die Detektivin musste sich binnen Sekunden entscheiden.

„Schick sie weg!“, schrie sie Goya an.

„Ich soll was? Nein, ich werde sie nicht wegschicken. Sie bleiben. Sie freuen sich auf Sie!“

Jane schwenkte die Beretta leicht nach links. „Wenn nicht, jage ich Ihnen eine Kugel durch den Kopf.“

Goya blieb trotz der Drohung ruhig. Er hob nur lässig die Schulter. „Glauben Sie denn, dass es Ihnen was bringt? Ob ich tot bin oder lebe, meine Freunde werden Sie zerreißen.“

„O nein, denn ich lege sie ebenfalls um!“

„Das schaffen Sie nicht!“

Jane musste ein Exempel statuieren. Außerdem dachten die zwei Zombies nicht daran, an der Tür stehen zu bleiben. Sie gingen mit ihren ruckartigen Bewegungen vor, als würden sie von einem Motor

angetrieben.

Jane feuerte auf den ersten.

Der Schuss krachte überlaut. Sie sah, wie der rechte der beiden Zombies zusammenzuckte. Seine Arme fuhren in die Höhe, doch es gab nichts, woran er sich hätte festhalten können. Außerdem hatte die Kugel ihn mitten im Gesicht getroffen und es zerstört.

Aus der Wunde sickerte eine rötlichgelbe Flüssigkeit. Mehr sah Jane nicht, denn die lebende Leiche war mit dem Rücken gegen die Wand geprallt und hatte es nicht mehr geschafft, sich auf den Füßen zu halten. An der Wand entlang sackte die Gestalt in die Knie. Genau das wurde auch von Goya beobachtet, der plötzlich nicht mehr so locker und überheblich wirkte.

Wahrscheinlich war es ihm unverständlich, dass Jane seinen Leibwächter mit einer Kugel aus der Welt geschafft hatte.

Er sah wieder in die Mündung. „Noch Fragen, Goya?“

Der Mann holte kurz Atem. „Kompliment, Jane. Sie sind ja besser als ich dachte. Ich habe Sie wohl unterschätzt.“

„Danke, das höre ich nicht zum ersten Mal. Die zweite Kugel ist für Sie, Goya.“

Er kümmerte sich nicht darum, sondern sprach über die Kugel. „Ist diese Waffe mit normaler Munition geladen?“

„Nein, meine Kugeln sind aus geweihtem Silber. Es wirkt noch jetzt nach. Schauen Sie nur, wie der Schädel Ihres Freundes allmählich zu Brei zerläuft.“

„Ja, das ist ein Phänomen. Ich hätte nicht gedacht...“

„Genug geredet. Schicken Sie Ihren untoten Killer wieder weg. Ich will ihn hier nicht mehr sehen.“

Goya grinste. Es war wieder dieses widerliche Verziehen der Lippen, das Jane so an ihm hasste. Sie wusste, dass er es nicht tun würde. Eine derartige Blöße gab er sich nicht.

Jane erhielt trotzdem eine Antwort. Nur war sie in einer Sprache gesprochen, die sie nicht verstand. Kehlige und trotzdem singende Laute, die sie irritierten.

Sie hatten dem Zombie gegolten. Der zeigte, wie schnell er sich bewegen konnte. Es gelang Jane nicht mehr, sich zur Seite zu drehen. Fast aus dem Stand stürzte die Gestalt auf sie zu, und wenn sie traf, würde Jane unter ihr begraben.

Er fiel wie eine Statue nach unten. Jane feuerte auf ihn, sie traf auch, sie schoss noch mal in einem Reflex, dann war es auch für sie vorbei.

Der Untote prallte gegen sie. Mit seinem Gewicht riss er sie einfach um. Jane kippte zurück und fiel gleichzeitig zur Seite.

Sie versuchte, die lebende Leiche von ihrem Körper zu rollen, doch ebenso hätte sie es mit einem Felsbrocken versuchen können. Es war

nicht zu schaffen.

Jane wusste selbst, dass sie sich in einer verdamten Lage befand. Sie war für eine gewisse Zeit unbeweglich, und das konnte jemand wie Goya ausnutzen. Zudem lag die Waffe nicht frei. Die Gestalt des Untoten hatte ihren Arm ebenfalls fest an den Körper gedrückt.

Er lag schräg auf ihr. Eine Kugel hatte ihn auch im Gesicht getroffen, aber diesmal in Mundhöhe, und dort hatte das Geschoss einen Teil davon regelrecht weggerissen. Sie sah einen halb zerfetzten Kiefer und eine hängende Zunge, die ebenfalls in der Mitte durchschossen war.

Zudem tropfte aus dem Maul hervor etwas gegen ihren Hals.

Das alles nahm Jane wie nebenbei wahr. Die Detektivin schaffte es auch, das Ekelgefühl zu unterdrücken. Sie musste in solchen Momenten nur an sich denken.

Zuerst musste der Körper weg! Sie stemmte sich hoch, winkelte die Beine so gut wie möglich an, um auch durch sie mitzuhelfen, doch plötzlich senkte sich ein Schatten auf ihr Gesicht.

Jane verdrehte die Augen.

Wie eine Momentaufnahme erschien das grinsende Gesicht des Fotografen. Einen Augenblick später klatschte ein harter Gegenstand auf ihre Stirn.

Die Welt um sie herum schien ins Schwimmen zu geraten.

Das Gesicht über ihr platzte einfach weg und tauchte ebenso ab in die Dunkelheit wie sie selbst...

Es war geschossen worden. Aber wo? Diese Frage stellten wir uns als wir den Gang hinter der Tür betraten. Wir bewegten uns vorsichtig voran. Die Waffen hatten wir nicht gezogen, aber Suko hatte einen Lichtschalter entdeckt und die Beleuchtung eingeschaltet.

Wir befanden uns in einem hallenartigen Raum mit hoher Decke. Vergleichbar mit einer Kulissenhalle im Theater, denn auch hier stand so etwas Ähnliches herum. Wir waren umgeben von transportablen Trennwänden. Sie waren dafür geeignet, mobile Räume für Ausstellungen zu schaffen. Mal größer, dann wieder kleiner. Jeder Bedarf konnte gedeckt werden.

Uns brachten sie nichts. Wir nahmen nur den Staubgeruch wahr, aber nicht den von lebenden Leichen.

Wir suchten den Raum ab, fanden keine Tür, und erst als Suko in der Lücke hinter einer schräg gestellten Stellwand verschwand, hatten wir Glück.

„Hier geht es weiter, John.“

Als ich bei ihm war, hatte er die Tür bereits geöffnet. Es war für uns nichts zu sehen, denn der Flur war in Dunkelheit getaucht. Wir nahmen jetzt unsere Lampen zu Hilfe und stellten fest, dass sich an der linken

Seite einige Türen befanden, die allesamt geschlossen waren.

Bis auf eine. Sie stand offen. Es war ausgerechnet die letzte Tür in der Reihe.

Diesmal fand ich den Schalter für das Licht. Keine Tür war abgeschlossen. Der Reihe nach öffneten wir sie und wurden auch der Reihe nach enttäuscht, denn unsere Blicke fielen nur in leere Räume.

Hier konnte man sich aufhalten. Es gab Stühle, Bänke, auch Automaten mit Getränken und kleinen Snacks gefüllt, aber wir sahen nichts, was uns weiterbrachte.

Suko schüttelte den Kopf und blieb an die Wand gelehnt stehen. „Ich kann mir fast vorstellen, dass wir uns getäuscht haben, was die Schüsse angeht.“

„Was ist es dann gewesen?“

„Weiß ich auch nicht. Vielleicht ist etwas umgefallen...“

„Umgefallen.“ Suko lachte. „Das glaubst du doch selbst nicht. Lass uns weitersuchen.“

Es blieben noch zwei Türen. Hinter der vorletzten sahen wir einige Modelle von Bauwerken, die irgendwelche Architekten zur Prämierung eingereicht hatten. Auf einem Stehpult stand ein dunkles Telefon, und an der Decke bildeten Neonröhren zwei helle Schlangen.

Blieb die letzte Tür.

Auf der Schwelle stützten wir bereits. Hier hatte sich etwas abgespielt, das sahen wir mit einem Blick. Es herrschte großes Durcheinander. Ein Stuhl war umgekippt, ein Tisch verschoben, doch das sahen wir nur als Beiwerk an, denn vor unseren Füßen lag der eigentliche Beweis. Zwei bewegungslose Körper! Wir stießen beide den Atem scharf aus, denn wir wussten sofort, dass es sich bei diesen Gestalten um keine normalen Toten handelte. Es waren Zombies. Lebende Tote, die es allerdings endgültig erwischt hatte, und zwar durch Kopfschüsse. Entsprechend verunstaltet sahen die Schädel aus.

Dass zudem noch zwei Kaffeetassen auf dem Boden lagen, wovon nur eine zerbrochen war, machte den gesamten Eindruck noch rätselhafter.

„Ich glaube kaum, dass hier jemand mit irgendwelchen Zombies Kaffee getrunken hat“, sagte Suko.

„Nicht mit ihnen.“

„Also mit Goya.“

Ich zuckte mit den Schultern. „Kann sein, dass er sich hier aufgehalten und Besuch bekommen hat. Das soll mir auch egal sein. Mich würde interessieren, wer die Zombies erledigt hat.“

Mit kleinen Schritten durchmaß ich den Raum. „Es muss ein Könner gewesen sein.“

Über die reglosen Körper hinweg schauten wir uns um. Aus den Wunden war eine dicke Flüssigkeit gelaufen, die ekelhaft stank.

Suko bückte sich. Er wollte sich die beiden Leichen näher anschauen.

„Wonach suchst du?“

„Nach den Kugeln.“

„Und? Hast du welche gefunden?“

„Nein, leider nicht. Sie stecken verdammt tief in den Köpfen.“

„Und eine im Körper.“ Ich deutete auf die Gestalt, die zu meinen Füßen lag.

Suko drehte sich um und schaute sich den Körper an. In der schwarzen Kleidung malte sich ein Loch ab. Dahinter steckte die Kugel im toten Fleisch.

„Das haben wir gleich“, sagte mein Freund und holte sein Taschenmesser hervor.

Es war eine Arbeit, um die ich ihn nicht beneidete. Aber Suko hatte einen bestimmten Verdacht, den ich sogar mit ihm teilte.

Es war durchaus möglich, dass hier ein Profi eingegriffen hatte, um die beiden Zombies endgültig zu vernichten. Und dieser Profi musste nicht unbedingt mit Bleikugeln geschossen haben.

Die scharfe Klinge des Messers zerschnitt nicht nur die Kleidung, sie drang auch wenig später in die Haut ein. Ich sah zu und hielte Suko meine Lampe so hin, dass er alles gut erkennen konnte.

„Arzt wäre kein Job für mich“, sagte er leise und fluchte dann. Er schnitt in das stinkende Fleisch. Er sorgte für eine größere Wunde und drückte sie auch tiefer, um an das Geschoss herankommen zu können. Blut rann nicht mehr aus der Wunde. Nur an den Rändern war sie ziemlich nass geworden.

Er bohrte das Messer in den neu geschaffenen Kanal, stach tiefer und drehte es auch.

„Ich habe sie!“

„Super!“

Es vergingen noch ein paar Sekunden, bis Suko die Klinge zur Seite drückte, um die feststeckende Kugel mit der Spitze zu lösen und sie dann anheben zu können.

Ich sah, wie sie verkerbt den Schusskanal verließ, und meine Augen weiteten sich. Mein Freund brauchte das Geschoss erst gar nicht zu reinigen, wir wussten auch so Bescheid.

„Silber, John!“

„Geweihtes...“

Er erhob sich. „Davon gehe ich auch aus.“ Dann schaute er mich an. „Und nun?“

„Können wir raten. Es war jemand hier, der gegen die Zombies gekämpft hat. Möglicherweise auch gegen Goya, obwohl er mit ihm noch Kaffee getrunken hat. Dann kam es zur Eskalation.“

„Und wer außer uns schießt noch mit geweihten Silberkugeln?“

„Bill Conolly.“

Suko nickte. „Ausgezeichnet. Eine Ausstellung wie diese könnte Bill interessieren.“

„Vergiss Jane Collins nicht.“

Suko legte den Kopf schief. „Schaut sie sich die Fotos von Leichen an?“

„Ruf sie an.“

„Nein, erst Bill.“

Ich holte das Handy hervor. Alle wichtigen Nummern hatte ich gespeichert, auch die von Bill.

Er selbst war es, der abhob.

Ich meldete mich erst gar nicht, denn ich wollte keine Zeit verlieren, und unterbrach die Verbindung noch im gleichen Moment.

„Nun Jane“, sagte Suko.

Auch ihm war die Spannung anzumerken. Es gab praktisch nur noch die eine Möglichkeit, denn außer uns beiden besaßen keine anderen Menschen hier in London mit geweihten Silberkugeln geladene Waffen. Und es war unwahrscheinlich, dass Aristide Goya seine eigenen Zombies auf diese radikale Art und Weise erledigt hatte.

Ich bekam die Verbindung, aber nicht Jane Collins ging an den Apparat, sondern Lady Sarah.

„John, das ist aber eine Überraschung! Du hast ja lange nicht mehr angerufen. Was kann ich für dich tun?“

„Sei mir nicht böse, Sarah, aber im Moment geht es mir mehr um Jane.“

„Kann ich verstehen. Sie ist auch jünger.“ Die Horror-Oma nahm es von der humoristischen Seite.

„Ich muss sie nur etwas fragen. Bitte, gib sie mir.“

„Jane ist nicht da.“

„Oh.“ Ich schluckte. Mein Herz schlug plötzlich schneller.

„Wo kann ich sie denn finden?“

„Das darf man gar nicht laut sagen, Junge. Sie wollte zu einer Ausstellung, die Leichenwelten heißt. Dort werden nur Fotos von Toten hingehängt und...“

„Danke, Sarah, das reicht. Dann rufe ich später noch mal an.“

Ich ließ sie nicht mehr zu Wort kommen und steckte das ausgeschaltete Handy in die Tasche.

„Also Jane“, sagte Suko mit tonloser Stimme. „Und wo steckt sie jetzt?“

Darauf wusste keiner von uns eine Antwort. Uns blieb nur das Schulterzucken, wobei Suko zur offenen Tür schaute und mit leiser Stimme meinte: „Ich kann mir nicht helfen, aber ich werde das Gefühl einfach nicht los, dass sie noch in der Nähe ist.“

„Aber wir haben alles durchsucht.“

„Moment, John. Hat dieser Aufpasser nicht von einem Keller gesprochen, den es hier noch gibt?“

„Genau.“ Jetzt fiel es mir auch wieder ein.

„Okay, dann suchen wir ihn.“

Es hatte sich ein Hoffnungsschimmer aufgetan. Wieder mal war ein Punkt erreicht, an dem wir keine Sekunde verlieren wollten. Ich beschäftigte mich gedanklich noch immer mit Jane Collins. Es war kaum zu fassen, dass sie ebenfalls die Ausstellung besucht hatte und in den Schlamassel hineingeraten war.

Warum war das passiert? Hatte Jane Verdacht geschöpft? War sie wegen Goya gekommen, um ihn zu überführen? Hatte sie vielleicht gewusst, dass hier nicht nur die Bilder von Toten ausgestellt waren, sondern es auch noch Zombies gab? Das alles war möglich. Und wenn eine meiner Annahmen zutraf, dann fragte ich mich, warum sie auf eigene Faust losgegangen war und mich nicht informiert hatte. Auf der anderen Seite hatte sich Lady Sarahs Antwort angehört, als hätte Jane die Ausstellung aus rein privatem Interesse besucht.

Jedenfalls mussten, wir die beiden Leichen zunächst hier im Raum lassen. Wir würden uns später um sie kümmern und für einen Abtransport sorgen.

Wir hatten uns schon der Tür zgedreht, als wir plötzlich das Zuschlagen einer anderen Tür hörten.

Für einen winzigen Moment schauten wir uns an. Dann huschten wir beide in den Gang hinein. Zur linken Seite hin war er leer, rechts allerdings nicht.

Die Gestalt schlich an der Wand entlang. Im schlechten Licht war sie nicht richtig zu erkennen, aber ihre Bewegungen waren alles andere als normal. Die Gestalt hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten, die Füße schlurften über den Boden. Der Kopf bewegte sich wackelnd hin und her, und manchmal schleifte er sogar an der Wand entlang.

Da sie auf uns zukam, verhielten wir uns völlig still. Aber wir stellten fest, dass wir es mit einer Frau zu tun hatten. Ihr Kopf sah irgendwie wild aus, was an den Haaren lag, die in die Höhe und auch nach hinten gekämmt waren.

Mich überkam ein bestimmter Verdacht, der sich verstärkte, als ich die Person noch näher sah.

Ja, ich kannte sie.

Ich hatte sie auf einem der ausgestellten Bilder gesehen. Sie war einfach nicht zu übersehen gewesen. Dafür hatte schon allein der Haarschnitt gesorgt.

„Die lebt nicht mehr, John.“

„Zumindest nicht so, wie wir es uns wünschen würden.“

Es war, als hätte uns die Gestalt gehört, denn sie ging nicht mehr weiter. Gegen die Wand gelehnt, blieb sie stehen, und wir hörten die von ihr ausgehenden Geräusche.

Da mischten sich Kreischen und Knurren zusammen. Die Frau selbst trug ein helles Gewand, das wie ein Totenhemd aussah. Am Hals breitete sich ein. Ausschnitt aus, der sehr zerrissen aussah.

So konnten wir auch die helle Haut des Halses sehen. An einigen Stellen malten sich rote Streifen ab, als wären sie von Fingernägeln hinterlassen worden.

Sie hatte nur kurze Zeit abgewartet. Ein Nicken deutete an, dass sie weitergehen wollte.

„Reden werden wir mit ihr nicht können“, sagte ich und nickte Suko zu.

„Ich mache es.“

Er zog die Dämonenpeitsche und schlug den Kreis. Ich hielt mich zurück, denn ich hatte mir schließlich den Zombie im Container vorgenommen. Diese Gestalt war allein Sukos Sache.

Er stellte sich vor ihr hin. Die Peitsche hielt er locker in der rechten Hand. Die Riemen hingen bis auf den Boden herab, und er sprach die Gestalt an.

„Kannst du mich hören?“

Sie gab ihm keine Antwort.

„Wo finden wir Aristide Goya?“

Die Untote stieß sich von der Wand ab. Sie hatte dabei Mühe, die Balance zu halten, und sie riss ihren Mund noch weiter auf und schickte Suko das Fauchen entgegen.

Es war eigentlich ein lächerlich klingendes Geräusch. In diesem Fall allerdings hatte es schon etwas zu bedeuten. Sie würde angreifen wollen, das stand fest.

So lange wartete Suko nicht ab. Zwar zuckten die Klauen vor, um Sukos Hals zu umfassen, doch da hob er die Peitsche und schlug aus dem Handgelenk zu.

Die drei Riemen fächerten auseinander, und die Untote riss ihre Arme zum Schutz hoch. Einen Riemen konnte sie damit noch abfangen, die beiden anderen huschten durch die Lücke zwischen den Armen und trafen ihr Gesicht.

Zugleich mit diesem klatschenden Geräusch wurde der Kopf nach hinten gedrückt. Diesmal drang aus ihrem offenen Mund ein gurgelnder Laut. Sie drehte sich, prallte gegen die Wand und stieß noch zwei Mal mit dem Kopf zu.

Bei jedem Stoß wurde das Gesicht mehr zusammengedrückt.

Die Magie der Peitsche war bereits dabei, den Körper zu zerstören. Große Wunden zeichneten sich ab. Die Unperson schaffte es noch, sich

von der Wand wegzudrücken, aber damit hatte sie auch den letzten Halt verloren. Suko und ich schauten zu, wie sie vor unseren Füßen zu Boden sank und als endgültig getötetes Monster liegen blieb.

„Die dritte“, flüsterte mir Suko zu. „Ich bin gespannt, welche Überraschungen uns noch erwarten.“

„Denk an die Tür.“

„Und an den Keller, John.“

„Auch das.“

Ich stieg über den Körper hinweg, und Suko folgte mir. Wir hatten zwar das Zuschlagen der Tür gehört, sahen aber noch nicht, wo sie sich befand.

Wir bewegten uns auf das Ende des Flurs zu. Im Halbschatten entdeckten wir den Zugang. Es war eine schwere, feuerhemmende Tür. Deshalb war sie auch so laut zugefallen.

Der letzte Blick zurück. Niemand folgte uns.

„Dann los“, sagte ich und zog die Tür auf...

Jane tauchte auf.

Sie schwamm aus der Tiefe in die Höhe, ohne die Arme und Beine zu bewegen. Irgendeine Kraft trug sie höher und höher.

Je mehr sich ihre Reise dem Ende näherte, um so stärker veränderte sich auch ihr Empfinden.

Bisher hatte sie nichts wahrgenommen. Nun kehrte sie zurück ins Leben. Sie merkte wieder, dass sie nicht als Geist bestand, sondern noch einen Körper besaß, zu dem auch ein Kopf gehörte, und der meldete sich. In ihrem Kopf verteilten sich die Stiche, die dann zu starken Schmerzen wurden.

Jane wünschte sich, wieder in die Dunkelheit abzusacken, aber der Drang des Erwachens aus der Bewusstlosigkeit war stärker. Auch die Wahrnehmung kehrte zurück. Ihre Sinne füllten sich. Sie hörte, sie roch, sie schmeckte, aber sie hielt die Augen auch weiterhin geschlossen. Trotzdem bekam sie mit, dass sich jemand in ihrer Nähe bewegte, denn etwas schabte und kratzte über den Boden, was in ihren Ohren einen gewissen Schmerz hinterließ.

Sie holte durch die Nase Luft. Ein fremder Geruch erreichte sie. Jane mochte ihn nicht. Er schien aus dem Boden zu dringen. Er war alt und auch modrig.

Und dann zuckte sie unter den ersten Berührungen zusammen.

Etwas strich von zwei Seiten über ihr Gesicht hinweg. Es waren Hände, die ihre Wangen streichelten. Zu den Händen gehörte keine weiche Haut. Die Innenflächen waren rau. Jane verglich sie mit der Zunge einer Katze, nur nicht so feucht.

Die Hände erforschten ihren gesamten Kopf. Sie prüften das Kinn, sie

glitten durch ihr Haar, und über ihrem Gesicht schwebten Laute und Geräusche, die sie nicht einzuschätzen wusste. Sie konnten eigentlich nur von einem Tier stammen, doch Jane verdrängte den Gedanken, als sie daran dachte, wie sie überhaupt in diese Lage hineingeraten war. Die Phase der Bewusstlosigkeit hatte die Erinnerung an das Geschehen nicht löschen können, und jetzt kehrte sie nahezu brutal zurück.

Der Raum, dann dieser Fotograf. Sein besonderer Kopf, die beiden Zombies, die Schießerei, und schließlich der Schlag gegen ihren Kopf, der ihr Bewusstsein ausgelöscht hatte.

Ich bin nicht mehr in diesem Raum! schoss es ihr durch den Kopf. Es existiert ein anderer Geruch um mich herum. Ich merke es deutlich. Es ist feuchter. Es riecht auch nach Schimmel.

Es stinkt. Der Geruch ist alt. Jane brauchte nicht lange zu überlegen, um zu der Erkenntnis zu gelangen, dass sie in einem Keller steckte.

Sehr vorsichtig öffnete sie die Augen. Sie hatte zunächst damit gerechnet, in der Dunkelheit zu liegen, doch das war nicht der Fall. Um sie herum war es hell. Es brannte Licht.

Zwar nicht strahlend oder hell, sondern mehr der Umgebung angepasst, die eigentlich nur ein Keller sein konnte.

Jane ignorierte die Stiche in ihrem Kopf und öffnete die Augen weiter. Immer mehr Einzelheiten gerieten in ihren Sichtbereich. Sie sah die grauen Wände, die Funzel auf dem Tisch, an der Seite ein Lager aus mehreren Matratzen, und den Schatten eines Menschen, der sich nicht bewegte.

Das übernahm eine andere Person, die sich wieder über Jane Collins beugte.

Die Detektivin schloss die Augen nicht mehr, obwohl sie das Gefühl hatte, einen lebendig gewordenen Albtraum zu erleben.

Ihr stockte der Atem. Was sie zu sehen bekam, war einfach unglaublich.

Über ihr stand gebückt die Tote vom Foto! Sie war nicht tot. Sie war das, was Jane sich schon immer gedacht hatte.

Als lebende Leiche glotzte sie auf Jane nieder. Die Haare standen wirr vom Kopf ab. Der Mund war geöffnet, und die Zunge hing daraus hervor.

In den Augen bewegte sich nichts. Nur das Licht spiegelte sich darin und gab ihnen einen gelben Ausdruck.

Ihre Hände zuckten wie Hühnerklauen, und Jane schauderte, als sie daran dachte, dass diese Hände sie gestreichelt hatten.

Sie war überzeugt, dass dies nicht mehr passieren würde. Wenn die Hände jetzt wieder zugriffen, dann würden sie ihre Kehle zerreißen.

Von der Seite her hörte Jane die Stimme eines Mannes. Sie brauchte nicht lange nachzudenken, um zu wissen, wer da gesprochen hatte. Es

war Goya. Was er sagte, konnte sie nicht verstehen. Die Worte galten der lebenden Leiche.

Rhonda Sanders kümmerte sich nicht mehr um Jane Collins.

Sie richtete sich wieder auf und lauschte den für Jane so fremden Worten. Der Künstler gab dem weiblichen Zombie bestimmt Befehle, und sehr bald schon drehte sich Rhonda schwerfällig um und bewegte sich auf eine andere Stelle des Kellers zu. Dort wurde eine Tür geöffnet. Ein leichter Windzug entstand und fächerte auch über Janes Gesicht. Wenig später fiel die Tür wieder zu, und sie war mit Aristide Goya allein.

Er kam auf sie zu und blieb vor ihr stehen. Jane schaute in die Höhe und stellte fest, dass sich sein Äußeres nicht verändert hatte. Auch hier im Keller trug er noch immer seinen Hut. Die Krempe war wieder nach unten gebogen, und Jane schaute zu, wie er die im negativen Sinne weibischen Lippen zu einem widerlichen Lächeln in die Breite zog.

Er hatte gewonnen. Er lächelte triumphierend. Er war derjenige, der alles unter Kontrolle hatte, und Jane hörte auch, wie er tief Atem holte.

„Es war kein harter Schlag. Ich wollte nicht, dass du lange bewusstlos bleibst.“ Er lachte leise und griff in die rechte Tasche seines hellen Jacketts. Er holte Janes Waffe hervor.

„Das ist eine Beretta, wie ich sehen kann. Und sie muss mit besonderen Kugeln geladen worden sein, sonst hättest du meine beiden Freunde nicht töten können. Ich habe Rhonda losgeschickt, um die Toten wegzuschaffen. Sie wird sie zu uns in den Keller bringen. Fast hättest du es ja geschafft. Selbst ich wäre beinahe auf dich hereingefallen, aber es stellt sich immer erst zum Schluss heraus, wer der Bessere ist. Das bin ich. Großes Pech für dich, Jane.“

„Was wollen Sie, Goya?“, flüsterte Jane.

„Gegenfrage. Was wolltest du?“

Die Antwort würde er ihr bestimmt nicht glauben. Dass alles auf einem Zufall basierte. Hätte sie nicht das Bild der untoten Rhonda gesehen, wäre ihr Besuch hier völlig normal verlaufen.

„Ich höre noch nichts.“

„Sie werden es kaum glauben, aber ich hatte nur vor, mir die Ausstellung anzuschauen. Das ist alles.“

Er amüsierte sich.

„Ja, es fällt mir verdammt schwer, das zu glauben. So hast du dich nicht verhalten. Ich konnte dich beobachten. Gerade das Bild der Rhonda Sanders hast du dir besonders intensiv angesehen, und da musste ich einfach misstrauisch werden. Zu Recht, wie ich meine. Kanntest du sie?“

„Ja, ich sollte sie suchen. Für ihren Mann. Aber darüber will ich nicht mehr reden.“

„Worüber denn?“

„Über meine Freilassung, zum Beispiel.“

Goya öffnete seinen Mund. Es dauerte etwas, bis er zu lachen begann, und dann verging noch mehr Zeit, bis er das Lachen wieder einstellte. Jane hatte in der Zwischenzeit die Gelegenheit genutzt und sich bewegt, was auch klappte. Allerdings nur unter Schmerzen, denn die Stiche im Kopf nahmen weiter zu.

„Habe ich Freilassung gehört?“, fragte er und lachte wieder laut auf.

„Ich glaube, ich spinne. Nein, keine Freilassung. Wir werden uns mit dir beschäftigen. Ich werde dich fotografieren, und ich kann dir versprechen, dich zum Prunkstück meiner Sammlung zu machen.“

„Als Tote oder...“

„Das ‚oder‘ ist richtig. Als eine lebende Leiche. Ich werde dich mit dem Zauber des Voodoo bekannt machen, und wenn ich dich so weit habe, dann mache ich das Foto. Ich lasse es vergrößern, stelle es aus und weiß genau, dass du auch als andere Person in meiner Nähe bist. So hätte ich hier in London bereits den dritten Zombie geschaffen, und sogar einen besonderen dazu.“

Jane versuchte, ihre Furcht vor der Zukunft zu unterdrücken.

„Sie wissen, wer ich bin, nicht wahr?“

„Mittlerweile schon.“

„Wunderbar. Dann können Sie sich denken, dass man weiß, wo ich bin. Und wenn ich nicht mehr zurückkehre, wird der Verdacht automatisch auf Sie fallen, Goya. Sie haben nicht die geringste Chance, der Polizei zu entwischen.“

„Glauben Sie daran?“

„Ja.“

„Ich nicht, Jane. Du bist nicht so gut. Ich kenne diese Sprüche. Man liest sie immer in den Krimis, und man sieht es auch oft in den entsprechenden Filmen. Was du mir gesagt hast, sind alles nur Sprechblasen. Nicht mehr.“

„Ich lasse es darauf ankommen.“

„Klar, ich auch.“ Er wedelte mit der Waffe. „Und jetzt möchte ich sehen, ob du allein aufstehen kannst. Los, komm hoch.“

Er will noch seinen verdammten Spaß mit mir haben, dachte Jane. Er will mich fertig machen und demütigen. Sie merkte, wie Hitze in ihrem Körper hochstieg. Im Kopf verstärkten sich die Schmerzen, aber sie wollte auch nicht klein beigeben.

Jane Collins war es gewohnt zu kämpfen. Sie hatte sich immer in ihrem Leben durchbeißen müssen, und das war ein gutes Training. Auch jetzt profitierte sie davon.

Wo andere aufgaben, holte Jane noch einmal Kraftreserven hervor. Sie hob den Oberkörper an, stützte sich dabei mit dem rechten Ellenbogen

ab und hatte den Eindruck, auf einem wogenden Meer zu schaukeln, weil sich der Kellerraum plötzlich zu bewegen schien.

Sie musste warten, bis sie das Gleichgewicht zurückgefunden hatte. Mit einer müden Bewegung stemmte sich die Detektivin auf die Knie, den Kopf nach vorn gesenkt. Sie schaute wieder auf den Boden, dessen Wellenbewegungen verschwunden waren.

Dann stand sie auf.

Schwankend. Sie ging von einer Seite zur anderen. Sie hörte sich selbst stöhnen und fluchte darüber. Aber es gelang ihr, festen Stand zu bekommen, und die graue Wand an der rechten Seite diente ihr als Stütze.

Aristide Goya beobachtete sie. Wieder zeigten seine Lippen das spöttische Grinsen. Er hatte seinen Spaß und sprach Jane erst an, als sie sich einigermaßen gefangen hatte.

„Ich habe es mir überlegt“, erklärte er. „Oder besser gesagt, mir ist eine gute Idee gekommen.“

„Ach ja? Welche denn?“

„Ich werde dich nackt fotografieren. Ja, ich möchte, dass du dich ausziehest. Kein Totenhemd, einfach nur nackt. Das ist es, was mir den Kick gibt.“

„Sie sind wahnsinnig.“

„Nein, ich bin Künstler. Ich bin jemand, der mit lebenden Toten spielt. Ich hatte die besten Lehrer in der Karibik. Der mächtige Dämon Baron Samedi ist ein Freund geworden. Ich bin so etwas wie ein Stellvertreter, den er in die Welt geschickt hat. Ist das nicht eine gute Idee, Jane?“

Für Jane stand fest, dass sie sich in einer verdammten Lage befand und nicht auf Hilfe rechnen konnte. Sie selbst hatte sich in diese Lage gebracht, und sie selbst musste dafür sorgen, dass sie wieder herauskam.

Es war wichtig, dass sie wieder an ihre Waffe gelangte. Der Fotograf hielt sie zwar noch immer fest, aber er behandelte sie doch ein wenig lässig. So zeigte die Mündung nie auf sie, sondern wies immer schräg auf den Kellerboden. Jane lächelte.

Sie konnte plötzlich lächeln, auch wenn es sie große Überwindung kostete.

„Also gut“, sagte sie.

„Wenn es nicht anders geht, werde ich mich auch nackt zeigen. Aber ich weiß nicht, ob Sie dann noch daran interessiert sind, mich als Untote zu sehen. Mit einer lebenden Person kann man oft mehr anfangen, wenn Sie verstehen.“

„Lass es darauf ankommen.“

„Klar, das mache ich!“ Jane stützte sich von der Wand ab. Wieder brannten Schmerzen in ihrem Kopf.

Aristide Goya bewegte sich nicht. Er schaute ihr zu. Sein Blick war

eiskalt. Gefühle spiegelten sich auf seinem Gesicht keineswegs wider.

Der erste Stoß hatte Jane in seine Nähe gebracht. Sie blieb stehen, kämpfte noch für einen Moment mit dem Gleichgewicht und hatte es schließlich geschafft.

Reiß dich zusammen! Reiß dich zusammen! Diesen Befehl hämmerte sie sich permanent ein. Es waren keine normalen Bewegungen, als sie begann, ihre Jacke auszuziehen. Wieder schwankte sie leicht hin und her, und auf ihrem Gesicht glänzte Schweiß.

Die Jacke rutschte über die rechte Schulter hinweg. Ein erstes Ziel war erreicht. Der Arm mit der Jacke sackte nach unten, und genau das hatte Jane gewollt.

Nur blieb er nicht lange unten, denn sofort geriet er in die Gegenbewegung hinein.

Jane hatte für die Aktion alle Kräfte zusammengenommen.

Sie schleuderte ihre Kostümjacke gegen das Gesicht des Fotografen, der damit nicht gerechnet hatte.

Instinktiv wich er zurück, um ausweichen zu können. Die Beretta vergaß er dabei, aber Jane hatte die Waffe nicht vergessen.

Blitzschnell schnappte sie zu. Sie erwischte die rechte Hand des Mannes. Ihre Fingernägel bohrten sich in das dünne Fleisch des Gelenks. Goya war alles andere als schmerzunempfindlich, denn er schrie auf.

Jane entriss ihm die Waffe.

Ein Adrenalinstoß schoss durch ihren Körper. Das Wissen, nicht mehr wehrlos zu sein, machte sie irgendwie high, aber sie reagierte zu hektisch, denn die Beretta rutschte auch ihr aus den schweißnassen Fingern und fiel zu Boden.

Ein schnelles Bücken war bei Jane nicht drin. Dann hätte ihre Kreislauf verrückt gespielt. So musste es ihr gelingen, Goya aus der Nähe der Pistole zu bringen.

Jane warf sich gegen den Mann.

Sie hatte den nötigen Schwung in ihre Bewegung gelegt und den Mann zum Glück auf dem falschen Fuß erwischt.

Er torkelte zurück. Leider nicht weit genug, sodass Jane an ihm bleiben musste. Beim zweiten Versuch hatte sie sich übernommen. Goya konnte sich fangen.

Seine Faust stieß gegen Janes Hals.

Der Treffer war nicht sehr hart. Er brachte sie trotzdem aus dem Konzept. Sie selbst konnte in ihrem Zustand nicht zurückschlagen und hängte sich einfach wie eine Klette an den Mann, um ihn zu Boden zu reißen.

Da sich Goya etwas nach vorn gebeugt hatte, packten Janes Finger die Hutkrempe. Einen Moment später hatte sie Goya den Hut vom Kopf

gerissen. Wieder sah sie ihn in all seiner Scheußlichkeit.

Sie hatte es nicht gewollt und es war mehr zufällig passiert, aber der nächste Griff erfasste sein Gehirn.

Sie drückte die Finger der rechten Hand in die weiche und widerliche Masse hinein. Sie hatte das Gefühl, in einen Pudding zu greifen.

Sie hörte die schrillen Schreie des Mannes. Jane musste ihn an einer empfindlichen Stelle getroffen haben, aber sie ließ nicht los. Sie klammerte sich daran fest, als wäre dieses Zeug ihr letzter Rettungsanker. Bis Goya sich wieder gefangen hatte und auch entsprechend reagierte.

Jane erhielt einen Stoß in den Unterleib, der ihr die Luft nahm.

Er machte sie zugleich schwach. Sie ließ das Gehirn los, weil der Stoß sie zurückschleuderte.

Jane torkelte durch den Raum. Sie schnappte gierig nach Luft.

Vor ihren Augen verschwamm alles. Erst als sie wieder die Wand im Rücken als Stütze spürte, ging es ihr etwas besser.

Jetzt sah sie auch wieder klarer und erkannte zuerst die weiche Gehirnmasse, die noch immer zwischen ihren Fingern klebte. In diesem Augenblick wurde sie an dicke Würmer erinnert. Wild schlenkte sie die Hand, um das Zeug loszuwerden.

Teile davon klatschten auf den Boden, andere blieben noch kleben.

Vor ihr stand Aristide Goya. Er hatte mich sich selbst zu tun.

Beide Hände versuchten, das Gehirn wieder richtig in Form zu bringen. Im Moment konnte er sich nicht so bewegen, wie er wollte, und es war die Zeit, die Jane eigentlich ausnutzen musste.

Wenn sie nicht so verdammt schwach gewesen wäre. Der letzte Schlag hatte ihr beinahe den Rest gegeben. Sie sah die Waffe nicht zu weit entfernt auf dem Boden liegen. Sie schien Jane sogar anzulächeln. Sie lockte, aber die Detektivin fand einfach nicht die Kraft, hinzulaufen und sie aufzuheben.

Die Waffe! Ich muss sie haben! Sonst bin ich verloren! Es waren Gedanken, die sie antrieben. Die Entfernung zwischen ihr und der Waffe war lächerlich, im Normalfall, doch bei ihr verhielt es sich anders.

Jane kam nur mit kleinen Schritten voran, da sie noch immer um das Gleichgewicht ringen musste.

Auch Goya hatte sein Kämpfen. Er keuchte. Er stieß ein Knurren aus. Er war noch immer damit beschäftigt, sein Gehirn zu richten. Und er drehte sich bei seiner Aktion einige Male um die eigene Achse.

Dabei sah er auch Jane Collins! Er hielt inne.

Für einen Moment kreuzten sich ihre Blicke.

Goyas Gesichtsausdruck hatte sich verändert. Er war kaum zu beschreiben. Das rote Gesicht, der verzerrte Mund, die Augen, die aus

den Höhlen quollen, und der dicke Speichel, der von seinen Lippen tropfte. Hinzu kam das obere Drittel des Schädels, das einfach nur ein hässliches Gebilde war.

Jane ging weiter.

Sie kümmerte sich nicht mehr um das Aussehen ihres Feindes.

Nur die Waffe war wichtig.

Und sie schaffte es tatsächlich, sie zu erreichen.

Bücken konnte sie sich nicht. Dann hätte sie ein Schwindel erfasst und zu Boden gerissen. So blieb ihr nur eine Möglichkeit.

Sie ließ sich auf die Knie fallen, auch wenn es schmerzte.

Der Griff nach der Beretta.

Jane hielt sie mit beiden Händen fest. Dann hob sie die Waffe an, und sie wusste auch, dass sie sich drehen musste. Die Hände zitterten, und dieses Zittern drang durch die Arme hoch bis zu ihren Schultern. Es bereitete ihr eine wahnsinnige Anstrengung, die Beretta anzuheben, und sie brüllte vor Freude auf, als sie es geschafft hatte. Noch kniend drehte sich Jane etwas zur Seite, um so das Ziel besser finden zu können.

Auch Aristide Goya hatte sich wieder erholt. Aus seinem Mund drang ein undefinierbarer, irgendwie tierischer Laut, als er die Mündung auf sich gerichtet sah.

Er sah nur noch eine Chance.

Er wollte sich auf Jane Collins stürzen.

Jane feuerte! Sie schoss, was das Magazin hergab. Kugel auf Kugel jagte sie aus dem Lauf.

Die Geschosse jagten in das Gehirn des Mannes. Sie fetzten es auseinander. Kleine Teile wurden herausgerissen und fielen zu Boden. Der Kellerraum war erfüllt von den krachenden Echos der Schüsse, die so dicht aufeinander folgten, dass es sich anhörte, als wäre zwischen den Wänden eine Bombe explodiert.

Aristide Goya musste die geweihten Silberkugeln nehmen. Er hielt sich zwar auf den Beinen, aber er torkelte hin und her wie eine Puppe, deren Motor verkehrt lief.

Er schlug um sich. Er suchte nach Halt und Rettung, ohne dergleichen zu finden. Er drehte sich herum, dann lief er vor, senkte den Kopf und rannte direkt gegen eine Wand.

Sein Gehirn wurde durch den Aufprall zusammengedrückt.

Dann rutschten seine Beine nach hinten weg, als hätte man sie ihm weggeschlagen. Er prallte auf den Bauch und blieb bewegungslos liegen.

Jane Collins drückte noch einmal ab.

Es klickte nur.

Das Magazin war leer.

Genau in diesem Augenblick wurde die Kellertür wuchtig nach innen

gestoßen...

Wir hatten die Schüsse auf der alten Treppe gehört. Wir hatten uns beeilt wie selten, aber wir wären trotzdem zu spät gekommen, denn Jane hatte es bereits geschafft.

Sie kniete auf dem Boden.

Wir hörten sie weinen. Ihre Schultern zuckten. Als ich zu ihr lief, erkannte sie mich zuerst nicht. Suko kümmerte sich um den Mann im weißen Anzug, der auf dem Boden lag und sich nicht mehr bewegte.

Ich würde ihn mir später anschauen. Jane Collins war jetzt wichtiger. Sie zitterte in meinen Armen und begriff erst jetzt, wer es war, der sie umfasst hielt.

„John, wo kommst du her?“

„Ich denke, das ist eine etwas längere Geschichte.“

„Aber ich habe es geschafft.“

„Okay, das hast du.“

Sie lachte plötzlich, schaute mich aus ihren tränennassen Augen erschöpft an und umschlang mit beiden Armen meinen Hals.

„Es ist so toll, noch am Leben zu sein, John. Ein verdammt geiles Gefühl...“

Da konnte ich nicht widersprechen, denn gerade Jane musste es ja wissen...

ENDE